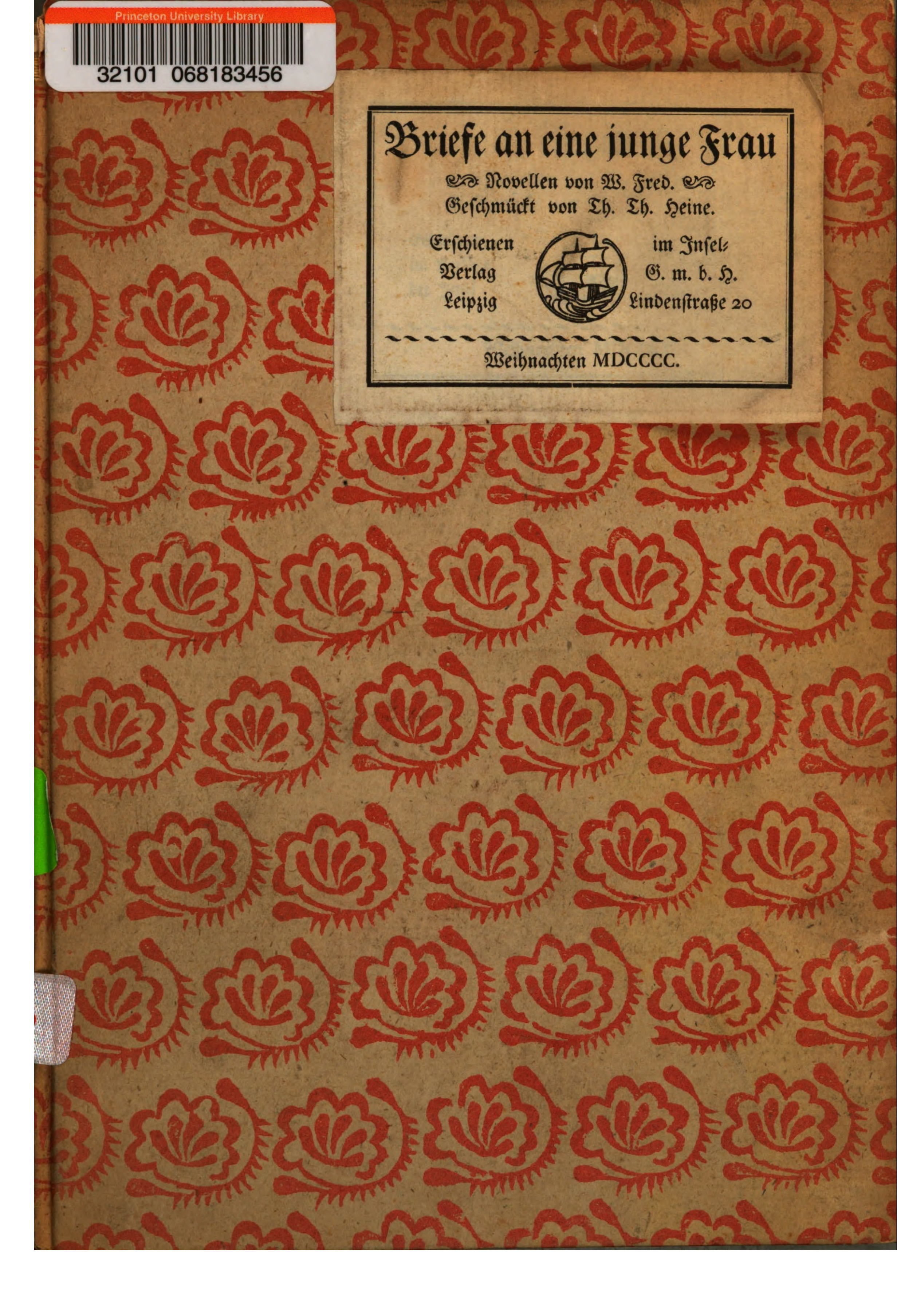
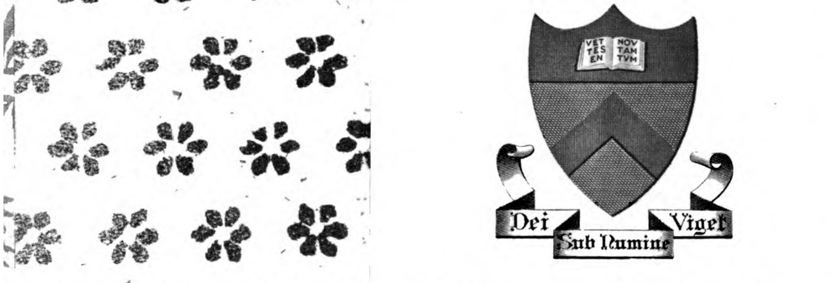


Princeton University Library
32101 068183456
Briefe an eine junge Frau
Novellen von W. Fred.
Geschmückt von Th. Th. Heine.
Erschienen im Insel-
Verlag G. m. b. H.
Leipzig Lindenstraße 20
Weihnachten MDCCCC.


3495
.97
.321



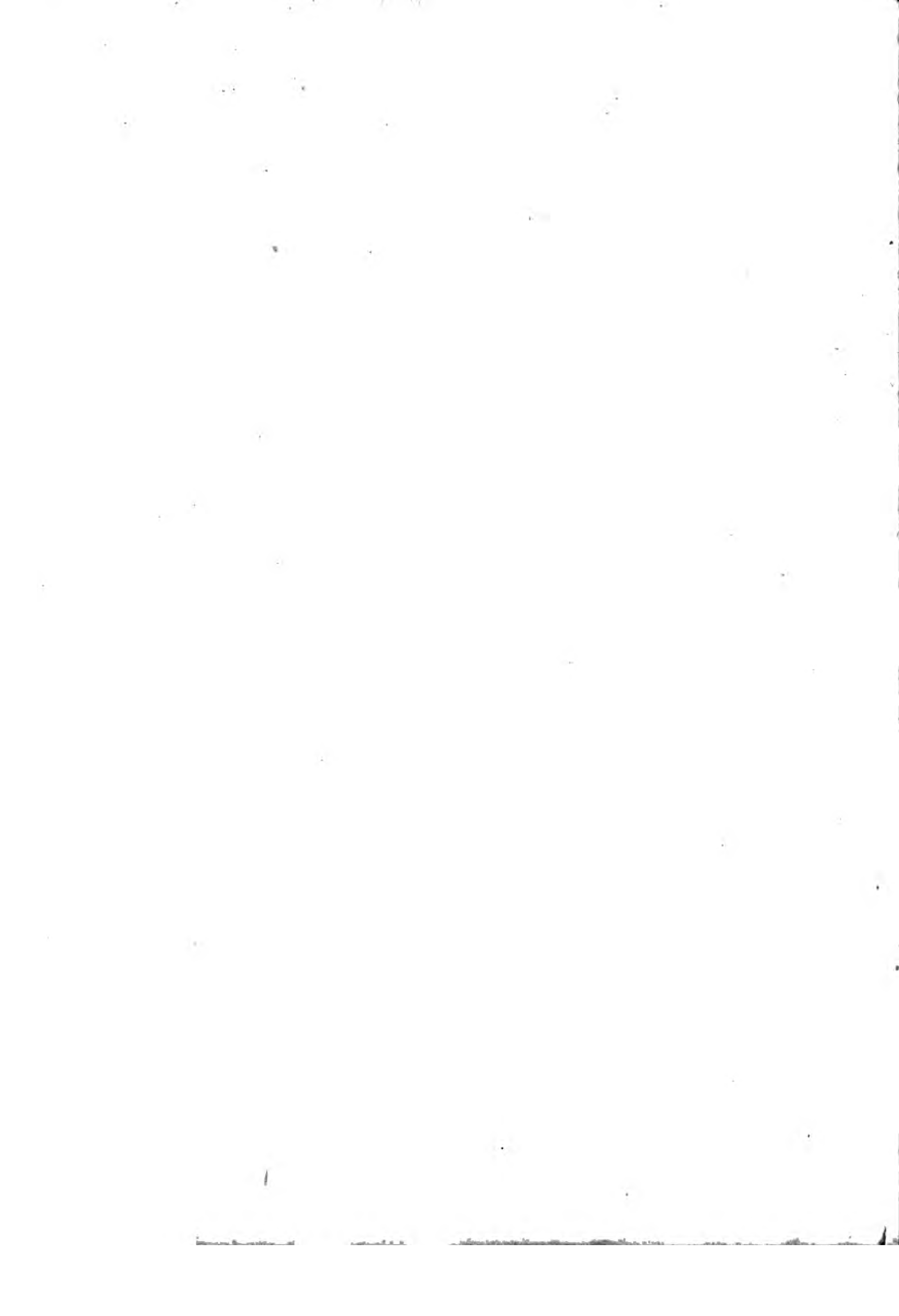
Library of



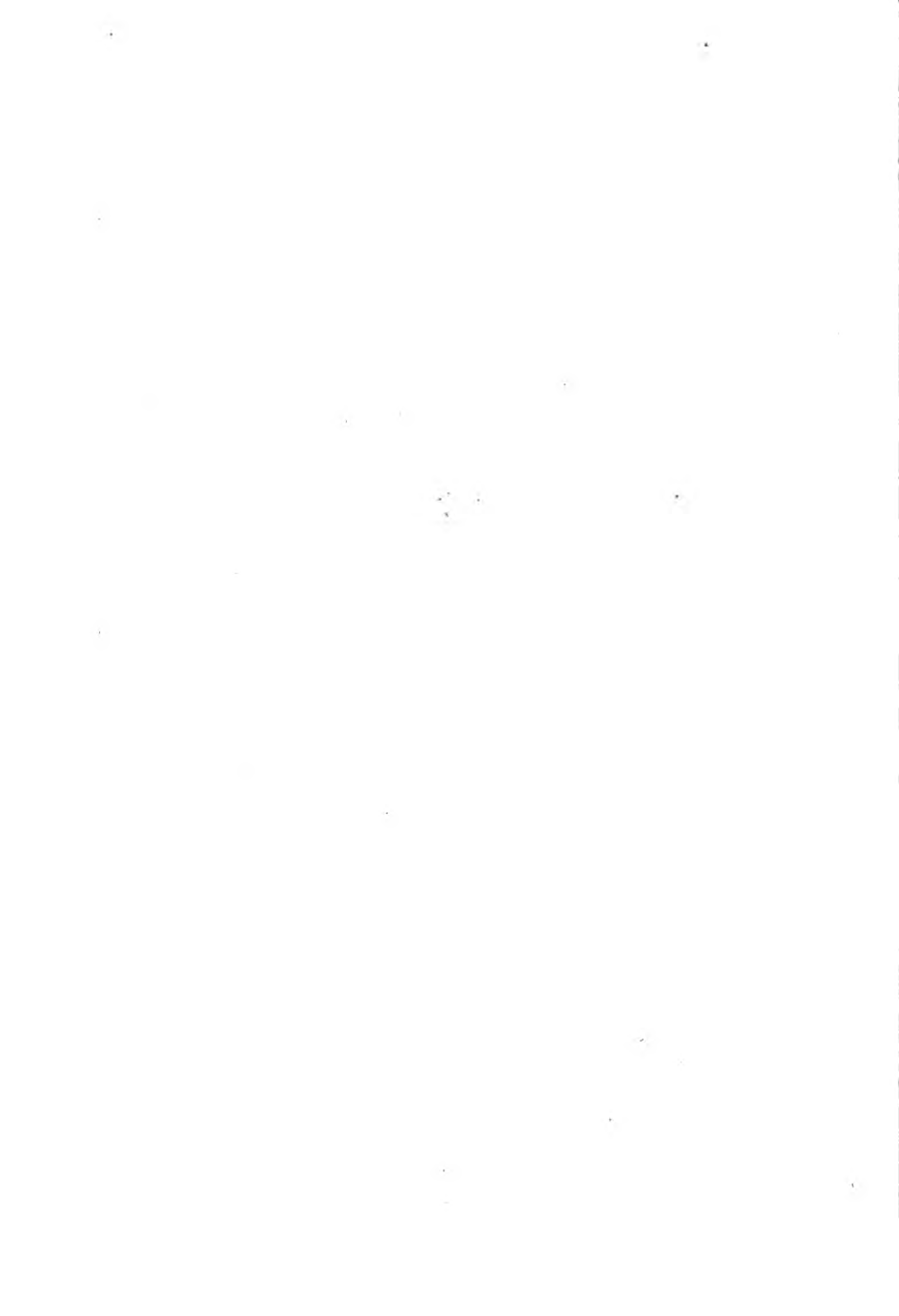
Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

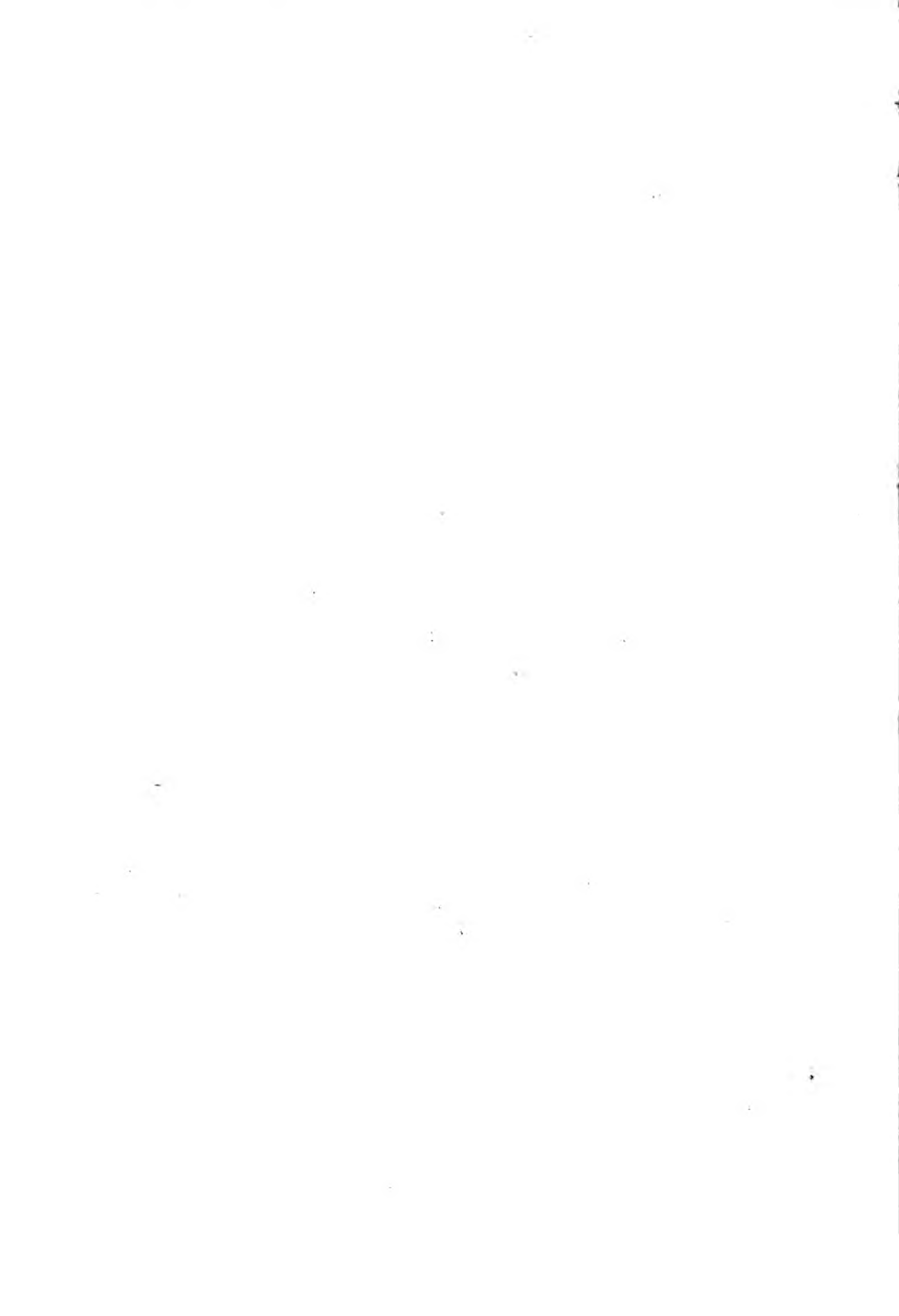


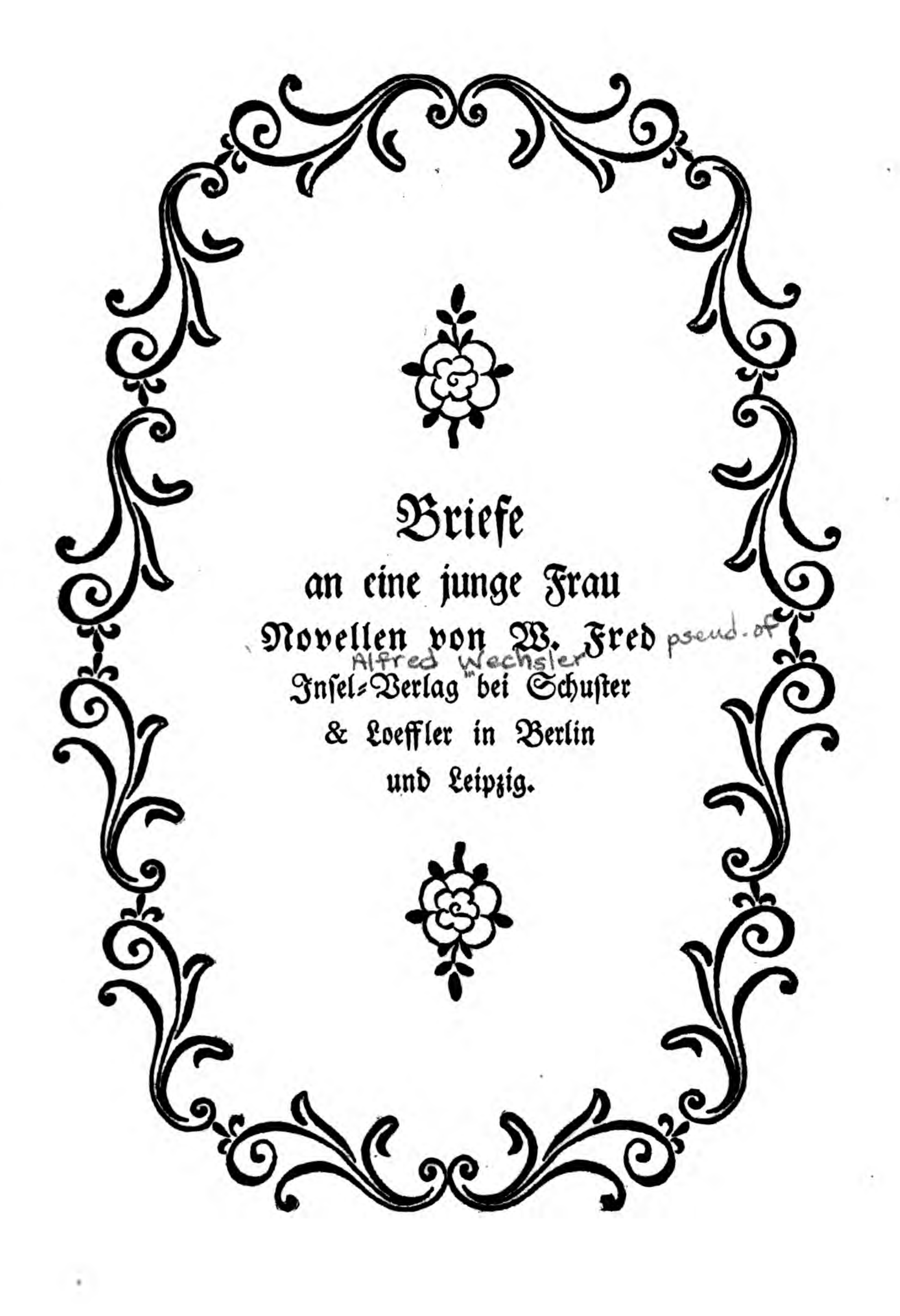






Briefe an eine junge Frau.





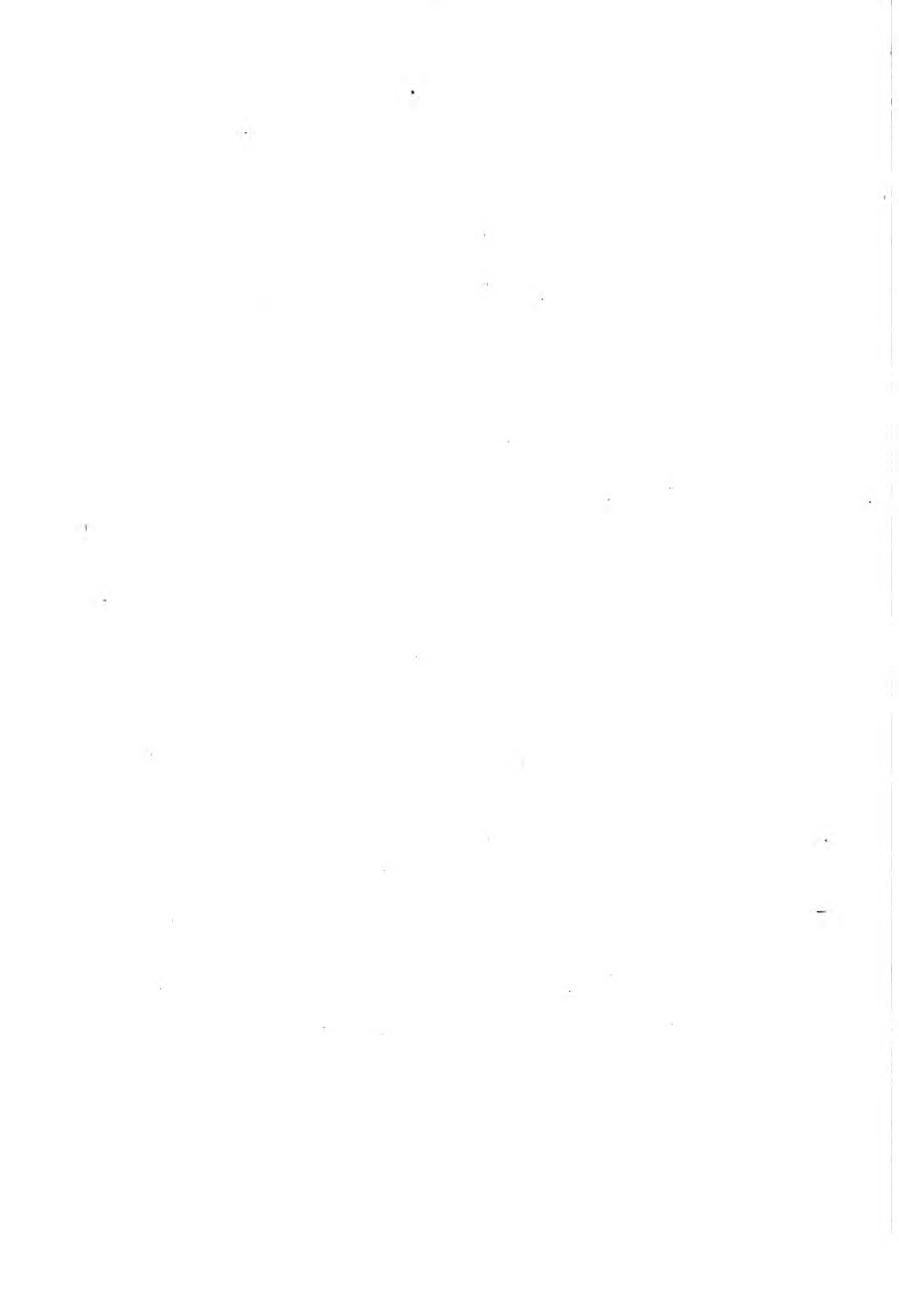
Briefe

an eine junge Frau

Novellen von W. Fred

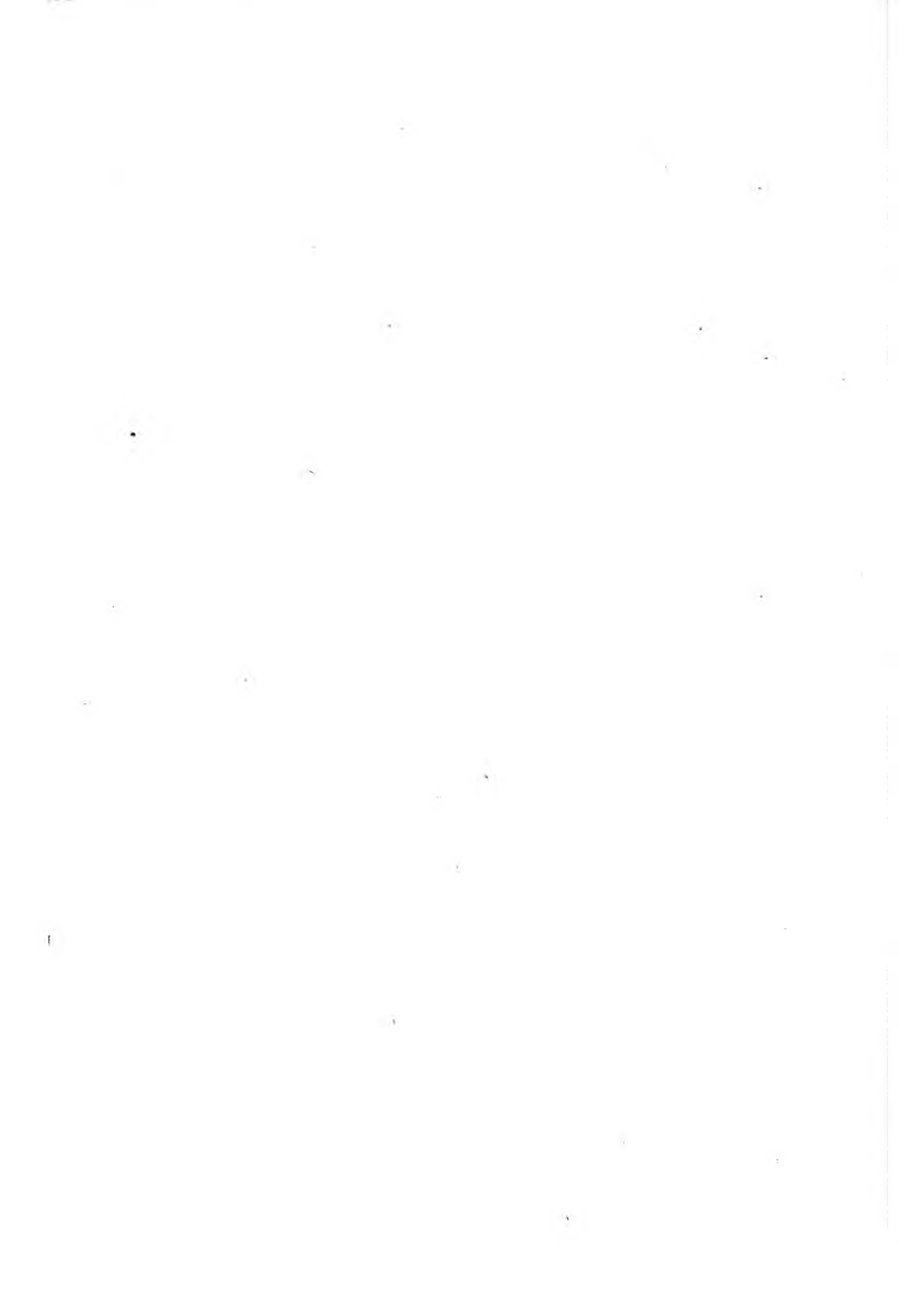
pseud. of Alfred Wechsler

Insel-Verlag bei Schuster
& Loeffler in Berlin
und Leipzig.

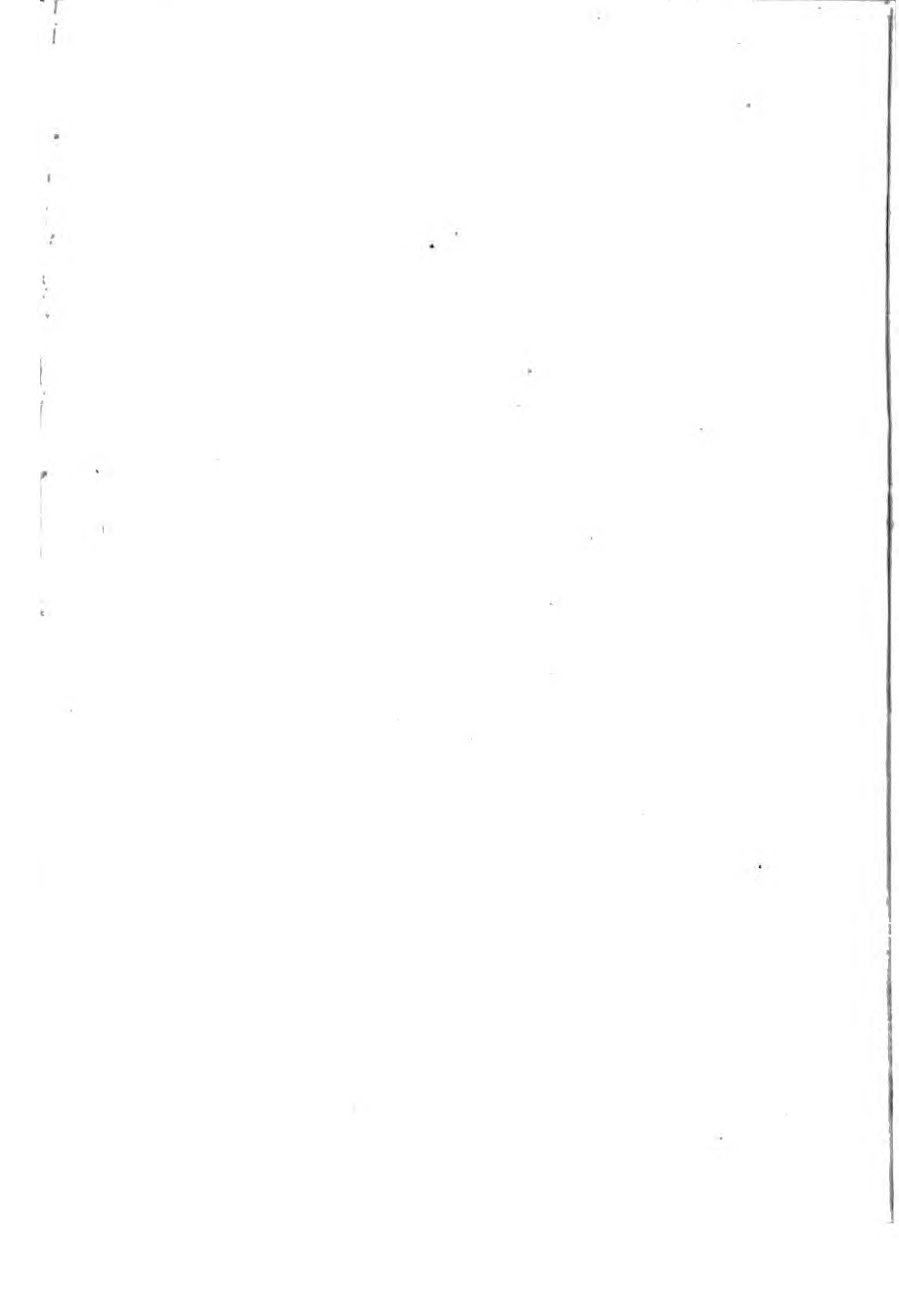


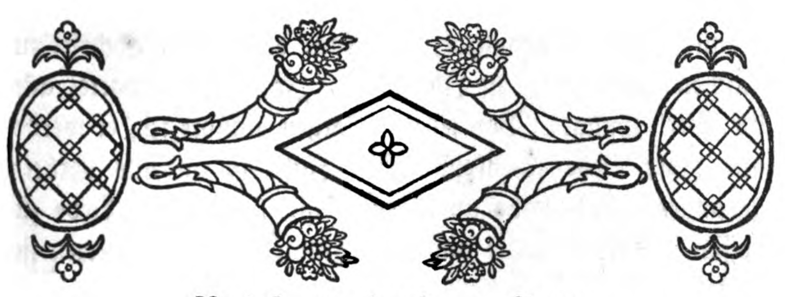
Inhalt.

(RECAP)
3495
.97
.321
552721



Briefe an eine junge Frau.





Briefe an eine junge Frau.

Wien, am 12. Februar.

Das ist jetzt ein Jahr und vier Wochen, seit ich Ihnen gesagt habe, daß ich Sie liebe. Und wie ich damals wegging, in die traurigen, abendlichen Straßen, war es mir wenig Trost, daß Sie mir Freundschaft versprachen, für später. Ich hab' damals nur gefühlt, daß ich ganz allein war — — — Nun aber haben wir uns gestern wieder gesehen. Es war in unserem Antlitz bei dieser Begegnung ein so müdes Lächeln. Doch ich konnte bei Tische neben Ihnen sitzen, mit guten Gedanken, ohne die grausamen Wünsche nach dem, was uns ja verschlossen ist. Und heute morgens kam der Brief, den Sie mir damals versprachen. Als ich Ihnen sagte, daß ich Sie so lieb habe, da war Ihre Antwort: „Unser Leben darf jetzt keine Gemeinsamkeit haben. Allein an dem Tage, da ich erkennen werde, daß wir — gute Freunde — durchs Leben werden gehen können, an jenem Tage schreibe ich Ihnen. Dann werden Sie mir Briefe senden dürfen. Früher nicht." Der Satz ist mit mir gewesen, alle die Tage her. Damals war er für mich eine Hoffnung. Niemals hätte ich ja geglaubt, daß es vorbei ist.

Immer habe ich gewartet, gehorsam ohne einen Schritt zu machen gegen Sie, zu Ihnen ... Ich habe gewartet auf die Verheißung. Von jedem Morgen glaubte ich, er werde mir Ihre Liebe schenken. Ein Jahr ist an uns vorbei-gegangen. Ich habe aufhören müssen, auf Ihre Liebe zu hoffen. Drei Monate bin ich getaumelt von Schmerzen zu Lüsten. Dann bin ich so geworden wie jetzt und habe angefangen, auf unsere Freundschaft zu hoffen. Der Tag ist da. Lassen Sie mich danken.



14. Februar. Wien.

Wir wollen doch von dem Geschehenen sprechen. Es geht nicht an, daß man sich die Hände reicht und wieder gut ist. Man muß miteinander fertig werden. Es giebt Manches in meiner Seele, was ich Ihnen noch sagen muß, bevor wir wirklich als gute Freunde Hand in Hand weiter-gehen dürfen durch die Wiesen, wenn es Abend wird, oder am Meer entlang, wie wir das im Herbste wollen. Es ist nicht wahr, daß man nur mit sich selbst fertig werden muß. Das gilt vielleicht für die ganz großen Menschen. Unsereins muß auch noch, wenn er seine eigenen Leiden und Wirrungen überwunden hat, weiter kämpfen. Es ist Etwas in uns, was uns schreien macht, weil wir wollen, daß unsere Seele rein erscheint Denen, die uns viel sind. Wir wollen, daß man uns begreift, — wir sind nicht sicher genug zu jeder Stunde, daß wir unsere Seele, unser Ich rein bewahrt haben. Des-

halb ringen wir nach dem Verständnis der Anderen. Deshalb muß ich Ihnen sagen, was in mir war, als ich Sie liebte, was in mir war, als ich litt, weil Sie mich nicht liebten. Das Grab kann dann geschlossen werden. Mein Schmerz ist ja jetzt vorbei. Ich weiß nicht, ob Sie das kränken wird, daß ich mit heiterer Ruhe von meiner gestorbenen Liebe spreche. Ich hoffe es. Man darf wohl heiter sein, wenn man Monate gelitten hat. Es ist ja jeder Kampf ein Weg zur Ruhe. Und die wahre Ruhe ist heiter, wie ein junges Mädchen an Tagen, wo die ersten Schneeglöckchen blühen. Wir hatten uns oft gesprochen, so lange gekannt. Ich war an Ihnen vorbeigegangen. Einmal riefen Sie mich, ich solle Ihr Freund sein. Sie waren unglücklich. Ihr Kind war von Ihnen genommen worden. Und es war Niemand da in Ihrem armen Leben, der Ihre Hände nehmen konnte und sie wärmen, wenn sie kalt waren. Es war Niemand da, um bei Ihnen zu sitzen, wenn Sie weinten. Sie haben mir später einmal gesagt, so viel Einer helfen konnte, hätte ich Ihnen gethan. Dann ist ein Jahr Geselligkeit an uns vorbeigegangen, und eines Abends, als Sie mir nach einem Ball die Hand reichten, sah ich zum ersten Male, daß Sie schön waren. Ich hatte das früher nie gefühlt. Ich hatte Sie bisher gesehen, wie man eine Radierung betrachtet, die über dem Schreibtisch eines Freundes hängt. Oder später, als ich die Grazie Ihrer Person besser kannte, wie man ein edles Blumenglas mit Freuden in die Hand nimmt. Aber mit allen Dingen des Lebens geht es Einem so. Eine Stunde kommt, und die Schleier fallen. Man hat ein Ding,

einen Menschen mit den Augen des Verstandes betrachtet. Und wirklich erkennt man doch Alles und Jedes erst an dem Tage, wo unser Herz, unsere Seele sich freut oder leidet. Ein starkes Gefühl — das ist der beste Weg zu jeder Erkenntnis. Als Sie damals im Ballsaale vor mir standen, fand ich die Liebe zu Ihnen. Ich bin dann durch den Prater gefahren, in einem einsamen Fiaker, wild, im Sturme. Erregt war ich und wie besessen von Ihrer Vision. Immer sah ich Sie, noch am nächsten Vormittag, dastehen vor mir, in Ihrer prangenden Schönheit. Und dann? Erinnern Sie sich noch? Wir hätten am Abend zusammen ins Theater gehen sollen. Ich bin aber schon um drei Uhr dagewesen. Ich hatte keine feste Absicht, als ich zu Ihnen kam. Aber dann saß ich da. Ich sprach leise von allerlei. Sie hörten zu, zerstreut, und plötzlich fragten Sie, welches Kleid Sie nehmen sollten. Dann redete ich weiter. Aber es war mir Alles fremd. Ich verstand nicht, wie wir heute so beisammen sitzen könnten, wie wir das gestern und die Tage vorher gethan hatten, während doch meine Wünsche jetzt so anders waren. Deshalb bin ich plötzlich aufgestanden und hab' mich zu Ihrem Fauteuil gestellt. Und dann sagte ich Ihnen Alles. Wie ich sprach, bin ich mit einem Mal sicher gewesen, voll Vertrauen. Ich glaubte zu wissen, daß auch Sie mich lieben. Ich hatte ja gemeint, daß die Liebe ein wechselseitiges Gefühl ist, ein Band zwischen zwei Leuten. Ich habe es auch in den späteren Tagen nie glauben wollen, daß in Ihnen Alles kühl und nur freundschaftlich sei, während in meinem Herzen Alles so zitterte. Sie sind verwundert gewesen.

Dann waren Sie lieb und gut. Aber was ist das Alles dem Leidenden? Es ist ein sanfter Ton, und später hilft es Einem. Man kann dann wieder Freundschaft schließen. Das danken wir Beide Ihren Worten damals. Aber ich selbst habe in der Stunde nur Schmerzen gefühlt. Ich hab' weggehen müssen. Ich war zornig. Ich war schlecht.



Am nächsten Tage.

Wissen Sie denn, Sie, eine Frau, was mir Ihr Verlust war? Nach langen Jahren hatte ich wieder um Liebe gebettelt. So sicher war ich gewesen. Und Sie haben mich wegschicken müssen, weil Sie mich nicht liebten. Mein Schmerz damals war, daß ich in Gefahr war, mich zu verlieren. Es ist lange später noch in mir eine Bitterkeit, etwas wie Selbstverachtung, gelegen. Ich hab' damals in Wien bleiben müssen. Auf der Straße haben wir uns begegnet. Es kam auch vor, daß unsere Hände sich flüchtig berühren mußten, in einer Gesellschaft. Das waren dann die kleinen Leiden, jene Miseren, die Einen so müde machen. Ich hab' Sie dann den Sommer über nicht gesehen gehabt. Ich hab' mich getröstet. Ich habe meine Wünsche vergessen, da ich mußte. Sie hatten vielleicht recht, als Sie mir gestern schrieben: „Ihre Liebe konnte nicht tief sein, da Sie mich um einer Schönheit willen liebten, die Sie auf einem Balle erkannten." Es mag wahr sein, daß man nur dann in Wahrheit den Schauer dieses Gefühles erlebt, wenn ein Augenblick Einem die Herrlichkeit

auch der Seele enthüllt. Am Vielen geht man vorüber. Dann kommt eine Stunde, ein Tag, die Seele zeigt sich Einem, die immanente Schönheit des Menschen, — dann liebt man. Vielleicht war es wirklich, wie Sie geglaubt haben, ein flüchtiger Reiz Ihrer äußeren Schönheit. Und vielleicht konnte deshalb meine Liebe auch bald schwinden. Es war ja nicht Dies mein höchster Schmerz, daß Sie sich versagten, — nur daß ich mich in meinem Vertrauen zu mir selbst getäuscht sah, war das Unglück. So hatte ich denn die Liebe überwunden, aber eine Scheu blieb zurück. Sehen Sie, und deshalb bin ich manchmal so scheu mit einer Frau oder einem Mädchen, das vielleicht nichts Besseres wollte, als daß man sie in die Arme nimmt und küßt. Meine Umarmungen sind furchtsam, meine Küsse haben keine Kraft; sanft sind sie nur und leise, die Zärtlichkeiten eines Mannes, der immer solche Angst hat, enttäuscht zu werden und selbst zu enttäuschen. Immer schwebt über mir die Furcht, zurückgestoßen oder doch nur geduldet zu werden. Deshalb können Sie mich mit vielen jungen Mädchen und Frauen durch die Gassen gehen sehen, und Alle werden Ihnen sagen, ich bin ein guter, stiller Freund. Daß ich aber Keiner der Mann bin, das ist doch ein Unglück.



Aus Wien, 20. Februar.

Es ist gut und wahr, was Sie mir schreiben. Mein Teil ist es nicht, der Geliebte zu sein. — Ich muß

mich damit begnügen, der gute Freund zu sein. Was Sie gestern vormittag auf der Ringstraße bemerkt haben, das sagte ich mir oft. Ich habe dem kleinen Fräulein, mit dem ich ging, nicht einmal einen Rat geben können. Ich hab' sie nur mit guten Blicken angesehen und ihr freundlich zugehört. Sie haben recht mit diesen Worten, die in Ihrem Briefe stehen: „Einfach der Mensch sind Sie, dem man Alles erzählt, sein Glück und sein Unglück. Man denkt nicht daran, einen praktischen, nützlichen Rat zu erhalten. Man ist nur froh, einen Menschen zu haben, der in Güte aufmerksam ist, einen, der sich mit unserem Schicksal liebevoll beschäftigt." Vielleicht war diese Eigenschaft das Unglück unseres früheren Verkehres. Für Sie sollte ich der Freund sein ... Schon als Jüngling habe ich von dieser Eigenschaft erzählen können. Mit 19 Jahren bin ich einmal von einer jungen Frau um Rat gefragt worden. Und ich thue, Sie wissen es selbst, Nichts dazu. Manchmal hat es mich ja auch gekränkt. Denn es geschah das eine und das andere Mal, daß ich Liebe wollte und ich bekam Freundschaft ... Ich habe mich jetzt an diese Stellung fast gewöhnt. Wissen Sie, daß auch die Kinder das gleiche Gefühl mir gegenüber haben? Es trifft sich, daß ich reizende Briefe zehnjähriger Mädchen bekomme, die in rührender Art vom Glück der Kinderstube und von unglücklichen Puppen erzählen. Ein kleines zwölfjähriges Fräulein hat mir einen langen Sommer hindurch geschrieben, kleine, zierliche Billets in englischer Sprache: „I am happy", oder „I feel unhappy", „I remember you", sonst nichts. Und sie bat, die Briefe

ihrer Mutter gegenüber nicht zu erwähnen ... Bin ich nicht glücklich in solchem Vertrauen?



Aus Wien, 1. März.

Ich hätte Sie so sehr gebraucht, heute Abend. Ich bin wieder krank. Traurig. Und sehen Sie, ganz allein. Müd' bin ich in den Gassen herumgegangen, aber ich konnte nicht lange. So bin ich doch nach Haus gegangen und hab' mich hingelegt. Jetzt ist es schon vier Uhr früh. Fast wird es licht. Ich bin noch immer krank. Mein Leben ist jetzt so arm, daß ich Jeden um seine Freuden beneide. Ich kränke mich, daß mir die Musik Nichts giebt. Sehen Sie, wir sind heute im Caféhaus gesessen. Ich hab' die Zeitung gelesen, das Theater-Repertoire angesehen und gesagt: „Dienstag giebt man Tristan." Und es geschah in der That, daß ein paar Menschen, die sonst recht häßlich sind, bei dem Gedanken an die freudigen Eindrücke, die sie da erwarten, Schönheit bekamen. Ein sehr Kluger aber sagte mir: „Weshalb sagen Sie das? Für Sie ist doch Tristan nichts, weshalb fragen Sie?" — Ich habe dann doch so viel Morphium gegessen und bin eingeschlafen. Jetzt ist zehn Uhr und ich denke, ob ich den Brief wegschicken soll. Er zeigt mich so schwach. Ich will nicht recht. Ich habe Scham. Aber — ich liebe die Briefe nicht, die liegen bleiben. Ich wollte doch mit Ihnen plaudern. Also bekommen Sie das Gespräch auch, wenn es traurig ist und nutzlos. Ich kann ja jetzt

Nichts thun, als immer wiederholen, wie es in mir ist. Und Sie müssen gut sein, da Sie ja meine Freundin sind, und anhören, was ich Ihnen vorklage.



Wien, 4. März.

Sie müssen mich nicht immer trösten wollen. Es giebt Leiden, für die das Mitgefühl kein Heilmittel ist. — Es ist schön, daß ich Ihnen Briefe schreiben darf, jetzt. Auch wenn wir in einer Stadt sind. Ich komme am Abend nach Hause, und ein Brief von Ihnen liegt da. Ich darf von Ihnen hören. Das ist oft viel besser als ein Gespräch. Ich weiß nämlich, daß ich selbst Einem in schriftlicher Mitteilung Besseres oder doch Anderes geben kann, als wenn wir uns gegenüber sitzen. Man ist ja nicht immer in Stimmung, wenn man einander sieht. Das eine Mal bin ich es, aber Sie haben Sorgen Ihres neuen Kleides wegen; und dann ein anderes Mal, während Ihre Seele offen ist, bereit, Alles zu nehmen, was ich ihr geben kann — da bin ich verstimmt, trüben Herzens. Aber Briefe schreibt ein Jeder nur, wenn er ein gutes, freundliches Gefühl hat, eine sichere Ruhe, die aus der Ueberzeugung herkommt: Jetzt kann ich wohlthätig sein, etwas von meinem Besitz an Gedanken oder Gefühlen verschenken. Man schreibt also nur, wenn man reich ist. Und ich versichere Sie: in Augenblicken, wo man sich reich fühlt, ist man auch gut und edel. Der Andere aber, der Empfänger solcher Briefe, liest sie nur, wenn er die Stimmung

hat. Er läßt sie liegen, ihr Inhalt bleibt ihm erhalten bis zu dem Tage, da er sie vornimmt, langsam ihren Inhalt verkostet, Alles aus ihnen saugt, was in sie gelegt war. Ich suche in meinen alten Korrespondenzen, und zwei Jahre zurück finde ich ein paar Zeilen von Ihnen, die davon sprechen. Ich will sie Ihnen herschreiben: „Sie waren gestern seltsam. Wenn wir unter vielen Leuten sind, können Sie so merkwürdig sein, ungleichmäßig, ironisch, mit einem Lächeln, das mir weh thut, und so kühl sind Sie immer da. Wie eine Frau sind Sie, die stets einen großen Theatermantel um hat. So ist man verwundert, einmal, durch Zufall zu bemerken, daß die Dame keinen Grund hat, sich zu verhüllen. Das ist die Entdeckung, die man bei Ihnen, einmal im Gespräch, immer aus Ihren Briefen macht. Es kommen nämlich Stunden, da sind Sie warm und trotz all' Ihrer Mühe verraten Sie, daß Sie ein Herz haben. Manchmal schlägt es sogar so laut, daß ich es hören kann." Das haben Sie vor zwei Jahren geschrieben. Und es ist so. Deshalb habe ich Ihnen Ihren Brief ins Gedächtnis gerufen.



Puchberg bei Wien, 15. März.

Wir haben jetzt so viel mit einander zu sprechen. Wie wenig wissen Sie eigentlich von meinem Leben? Da wir Freunde sein wollen, müssen Sie die Vergangenheit erfahren. Das wird nun ein langer Brief. Ich bin aufs Land gefahren und in einem kleinen Ort in Niederösterreich, in Puch-

berg, sitze ich jetzt, allein in einem halbgeschlossenen Hotel. Ich erinnere mich jetzt an Alles, an dieses ganze Leben. Ich gehe in den neuen Frühling hinein spazieren, und wenn alle Gefühle in mir wieder ganz klar geworden sind, werde ich mich hinsetzen und Ihnen die Geschichte hinschreiben.

Sie müssen verzeihen, der Brief ist drei Tage liegen geblieben. Als ich so weit war, habe ich mich in den Schreibsessel gelehnt und nachgedacht. Es war mir nämlich die Episode meines Lebens, die meine Ehe war, in ihren realen Einzelheiten so aus dem Gedächtnis entschwunden, daß nur der Eindruck, ein nachhaltiger Schmerz, nur ein düsterer Schatten über meine Lebensstimmung übrig geblieben war. Jetzt ist mir wieder Alles klar, vor meinen Augen spielt sich jeder Tag in allen Scenen ab, jedes Gefühl. Ich habe gestern und heute die Briefe wieder gelesen, meine Gedanken von damals wieder gedacht. Sie wissen — denn wir haben uns ja als Kinder gekannt —, daß ich als Dreiundzwanzigjähriger von Wien weg fuhr. Es ist nicht mein Wunsch gewesen. Ich bin kein Europäer, ich bin Wiener. Aber wie das so geht, ich habe mich eines Tages in Paris gefunden, und dort habe ich gearbeitet. Allerlei. Einmal in einer Fabrik, dann schließlich in der Bank. Dort bin ich lange geblieben, mein Leben ist stabil geworden. Schon wie ich von Wien weg ging, hatte ich genug vom Junggesellenleben. Meine wachen Träume hörten auf, sich mit vielerlei geliebten Frauen zu beschäftigen. Meine Sehnsucht war damals kein reich bewegtes Leben. Ich hatte das in den paar Wiener Jahren genug bekommen.

Ich erinnere mich, ich bin in dieser Zeit in Paris viel in meiner Wohnung gesessen, und mein Concierge hat sich gewundert, daß gar keine Besuche zu mir kamen. Wenn ich damals spazieren ging, und wie das heute noch meine geliebte Gewohnheit ist, Luftschlösser träumte, da war es ein ruhiges Bild, das stets vor meinen Augen stand. Ich hatte die Sehnsucht nach einer jungen Frau, die meinem Hause vielen Duft und Glanz von Schönheit geben sollte — — — Ich wollte eine Familie, sagen wir es hausbacken, ein Heim. Ueber eine solche Sehnsucht lachen ja Viele. Sie nennen das Schwachheit. Kämpfen soll man. Ich hatte auch die Tage gehabt, in denen ich das reich bewegte Leben gefordert hatte. Aber jene wunschreichen Tage haben mich gelehrt, nicht mehr zu lachen, wenn Einer solche Sehnsucht hegt, wie ich in Paris, stille Träume . . . In jenen Tagen war es das erste Mal, daß ich das Bedürfnis hatte, mich lyrisch mitzuteilen. Ich war so weich, so bereit, sanft glücklich zu machen. Es ist mir geschehen, daß ich mich in jener Zeit oft und oft verliebte. Ich hab' den Kopf so voller Träume gehabt, daß ich die Grenze nicht mehr festhielt, zwischen dem Luftschloß, das ich baute, und der Wirklichkeit, der äußeren Welt. Ein Zug, eine leise Mahnung an das Ideal, das ich mir vorstellte, war genug. Viele Male bin ich, nach dem Theater, nach einer Gesellschaft durch die Straßen gegangen, eines Mädchens in Liebe gedenkend, das mir der selbe Abend zum ersten Male gezeigt hatte, und das mir schon teuer war, um eines lieben Lächelns willen, oder eines guten Wortes, das sie Einem gesagt hatte. Dann ist der Tag gekommen, wo

ich eines dieser jungen Mädchen zu meiner Frau machte. — Ich bin nicht undankbar. Es lebt wieder in mir die Erinnerung auf, an ein kurzes heiteres Glück ... Ich bin nicht getäuscht worden. Ich habe mich auch nicht geirrt. Meine Frau hielt alle Versprechungen, die das Mädchen gegeben hatte. Fast alle. Zehn Monate dauerte unsere Ehe. Dann trennten wir uns. Ein Monat hatte genügt, um uns zur Scheidung zu bewegen. Meine Frau verließ mich, ohne mir ein Wort zu sagen. Aber ich hatte es seit Wochen kommen gesehen. Ich habe keinen Versuch gemacht, sie zurückzuhalten. Ich wollte nicht der Mann sein, der einem Vogel goldene Käfige baut. Als ich sah, daß mein Weib unglücklich war, da stand die Thüre meines Hauses weit offen. Und einmal flog die Gefangene fort. Ich hatte immer noch vielleicht gehofft, meine Frau werde doch nicht die Sehnsucht haben, von mir wegzugehen. Der Advokat, der die Scheidung führte, wollte den Grund nicht glauben, den wir Beide sagten, und der die Wahrheit war. Er wollte immer ein Faktum wissen, aber es gab keines. Es hatte sich gezeigt, daß unsere Wünsche, unsere Hoffnungen verschieden waren, wie Nord und Süd. Ein Künstler hätte uns malen können, mich an einem Fenster lehnend und davor die stille Landschaft, wie sie etwa der Harz hat, und träumend einen guten Traum von Ruhe ... Sie aber hätte er zeigen müssen, als kräftige, fordernde Frau, am Gipfel einer Meeresdüne stehend und die Arme weit hinausstreckend, wie die Gudrun ... Wir hatten müde versucht, durch gegenseitigen Verzicht unser Leben einzurichten. Allein wir waren Beide so verwundert,

noch so befangen in den Wünschen, mit denen wir die Ehe eingegangen waren, daß Alles nichts half. Und beide hatten wir zwei Eigenschaften, die das Verhängnis waren: große Aufrichtigkeit war in uns und ein starker Stolz. Nichts wollten wir halb haben. Ein „Ja" oder ein „Nein", kein Kompromiß, die Erfüllung der Sehnsucht oder ein „Adieu". Wir waren ja Beide so jung damals. Ich hatte, als ich das Mädchen ehelichte, nicht bedacht, daß eine kurze Weile „Frau sein" ihr Wesen so ganz anders gestalten werde. Aber es kam so, und ich hätte es erwägen sollen. Vier Wochen waren wir unglücklich. Es kann sein, daß uns die Jahre geholfen hätten; wir hätten dann das große Glück vergessen, das wir erhofft, und dann wäre es gegangen. Da hätte ich helfen müssen. Meine Frau war ja so jung. Ich hätte nach dem Steg suchen müssen, der unsere Wege hätte verbinden können. Das habe ich versäumt. Vielleicht war das Stolz oder Leichtsinn oder Vertrauen auf seinen Besitz. Ich glaubte wahrscheinlich, das wird sich geben. Es ist die sehnsüchtige Erinnerung an die Mädchenzeit, mag ich geglaubt haben, oder ich habe mir nicht viel Gedanken gemacht. Wie immer: Ich habe damals eine große Sünde begangen. Ich hätte erwerben sollen, mit jeder Stunde, jedem Worte neu erwerben müssen, was mein Besitz war. Das that ich nicht. Und meine Frau verlor den Mut. Sie verlor vielleicht den Glauben an meine Liebe, da sie mich so sorglos sah. Ihre Seele war leer, und sie wußte sie nicht zu füllen. Die Enttäuschung der Ehe, von der so manche Frau erzählt, ist ihr jäh gekommen. Sie hat der Zukunft nicht mehr ge-

traut. An einem Tage, da der Glanz der Sonne heller war als sonst, bin ich nach Haus gekommen, und die Frau war fort. Als ich im vergangenen Winter in Paris war, bin ich mit ihr zusammengekommen. Sie ist jetzt die Gemahlin eines Deputierten. Sie ist glücklich, und wir haben wie Freunde mit einander gesprochen. Was wollen Sie? Auch ich habe ja vergessen. Und mein Herz trug seitdem eine andere Sehnsucht. Das ist die Beichte meiner Ehe. Ich hätte Ihnen vielleicht die Geschichte früher erzählen sollen, damals.

19. März.



27. März.

Nein, so ist es doch nicht, wie Sie glauben. Ich bin nicht glücklich, nur ruhiger bin ich jetzt. Die Jahre nach meiner Trennung haben mir Vieles genommen. Ich war nie ein Erwerber von Frauen. Wie ich ein Bub' fast war, hat man mir gesagt, daß ich so hübsch bin. Später, oft, habe ich das hören müssen. Und doch sind die Frauen an mir vorbeigegangen. Und ich an ihnen. Weil ich niemals den Mut meines Lebens gehabt habe, deshalb ist das wohl gewesen. Nachdem meine Frau von mir gegangen war, habe ich lange Nichts wissen wollen von Allen. Es ist ja auch gegangen. Ich hab' Freunde gehabt, Freundinnen meiner unstäten Tage. Und ich habe gearbeitet. Manchmal ist es auch geschehen, daß eine gute Frau Mitleid mit mir gehabt hat. Ich hab' so schlecht ausgesehen damals.

Noch ganz jung bin ich ja gewesen, und so traurige Augen hatte ich. Es sind dann die Jahre in der Fremde vergangen. Vor drei Jahren, wie ich nach Wien zurückkam, da hatte ich, wie man wohl sagt, das Geschehene überwunden.



Aus Wien, 15. April.

Weshalb ich heute morgen so glücklich war, als wir uns plötzlich begegneten? Ob ich an Sie gedacht habe? Sie hoffen es? Sie werden mir verzeihen, liebe gnädige Frau, ich dachte nicht an Sie, auch weiß ich nicht, ob ich an irgend was Präcises überhaupt gedacht habe. Es ergeht mir manchmal so, daß ich übelgelaunt aufstehe, auf die Straße gehe, und dann plötzlich tritt in meine Seele ein Strahl der Sonne, und Alles wird heiter. In meinem klaren Bewußtsein giebt es keinen Grund dafür. Aber es mag sein, daß in diesem Augenblicke Jemand mit freundlichen Gefühlen an mich denkt. Ich glaube an solche Fernwirkungen.



Aus Wien, 3. Mai.

Es war schön, heute nachmittag, nicht wahr? Wir waren so heiter. Ihre Nichte ist nicht weniger lieb, als Sie sagten. So etwas wie einen wirklichen Frühling haben wir erlebt, voll Jugend. Aber Sie haben ja noch so viel eigene, frische, — sein Sie nicht böse — kindliche Fröh-

lichkeit. Das hatte ich ja nie gewußt. Aber es ist wahr: Man kann nicht heiter sein, wenn man mit mir allein ist. Ich bin vielleicht ein Freund, den man in traurigen Stunden ruft. Ich hab' nie Witze machen können. Und mein Lachen ist selten heiter, oft schmerzlich.



4. Mai.

Denken Sie, von einem der beiden Freunde, die mit uns am Land waren, habe ich einen trübseligen pneumatischen Brief bekommen. Er schreibt, er sei im letzten Augenblick, als er Sie nach Hause bringen sollte, gezwungen gewesen, Sie allein zu lassen. Er sei schlecht gewesen. Und Sie müßten mit Recht sehr gekränkt sein. Ist Etwas geschehen? Es wäre mir leid. Und mein Freund ist sonst ein angenehmer Mensch, ruhig, gut erzogen, fast ein Engländer. Hat er sich gegen Sie vergangen? Es scheint etwas geschehen zu sein.



6. Mai.

Ich habe meinen Freund gesprochen. Er hat mir die Leidensgeschichte seines Lebens erzählt. Sie müssen, wenn Sie ihn nächstens treffen, sehr gut und lieb mit ihm sein. Denn er ist krank und verachtet sich um seiner Krankheit willen. Ich bitte Sie darum.



Aus Wien, 8. Mai.

Es ist eine Geschichte, die man einer Frau nicht erzählt. Auch den meisten Männern nicht.



Wien, 10. Mai.

Da Sie es durchaus hören wollen: Es sind gewisse thierische Triebe in uns. Keiner kann sie ganz niederkämpfen. Aber viele Leute haben die Macht über sich, ihre Zeit einzuteilen, Ordnung zu halten in sich, und unsere Kultur ist ja vor allem die eine Fähigkeit, sich verbergen zu können, wenn man häßlich ist. Nun sehen Sie, mein Freund kann das nicht. Er hat manchmal Wünsche, — wie ein Jeder — deren Erfüllung unmöglich ist. Ihnen ist es ja sicherlich auch schon so gegangen, daß Sie einmal die heftige Begierde gehabt haben, etwas ganz Seltsames zu thun, — sagen wir, in einer feierlichen Gesellschaft, bei einer Hochzeit plötzlich aufzustehen, und einen recht schlechten, gewöhnlichen Witz zu erzählen, damit alle Leute starr sind, verwundert, entrüstet. Aber gewiß haben Sie das nie gethan. Deshalb nicht, weil Sie stets die Kraft über sich selbst gehabt haben, im letzten Augenblick einzusehen, welches Verhältnis zwischen Ihren Wünschen und der Wirklichkeit liegt. Aber denken Sie, es giebt Menschen, die in manchen Momenten solche Fähigkeit nicht haben. Ihr Wille ist ihnen da wie gelähmt. All' ihr Blut strömt gleichsam in einer Ader zusammen, alle Kraft konzentriert sich in einer Begierde. So ergeht es manchmal

meinem armen Freunde. Er hat viel darunter zu leiden. Aerzte haben ihn zu heilen versucht, ohne Erfolg; er lebt in einer ständigen Furcht vor sich selbst, daß er nicht Etwas thue, was ihn zu Grunde richtet. Er erzählte mir letzthin, als wir beisammen saßen, wie oft in seinem Leben es ihm schon so ergangen ist. Er sagt, plötzlich verliere er alle Herrschaft. Er weiß nur das Eine: Ich will Dies oder Jenes, und das muß er dann thun. So hat er schon manches Leid erdulden müssen, viele haben ihn verurteilt. Thun Sie das nicht. Er war so traurig heute. Und er sagte, er habe Nichts thun können, als seinen kranken Nerven nachgeben. Deshalb hat er Sie plötzlich geküßt und ist dann weggelaufen, erfüllt von einer schrecklichen Wut auf sich. Denn wie er seine unseligen Augenblicks-Begierden erfüllt hat, wird es klar in ihm, und er weiß dann, was er gethan hat. Denken Sie, wie unglücklich der arme Mensch ist. Keine ruhige Stunde kann er haben, da ihn ja stets die Reue seiner Vergangenheit plagt oder die Furcht vor eigenen, künftigen Thaten. Verzeihen Sie ihm. Und seien Sie gut mit dem kranken Menschen.



Aus Wien, 15. Mai.

Der Freund kam zu mir heute. Es war Sonne in seinen Augen. Er ist wie ein Kind am Sonntag gewesen. Gar nicht scheu, wie sonst. Von einem Brief hat er mir erzählt. Daß Sie so gut waren und herzlich. Daß Sie ihn getröstet haben. Das ist ein Glück, so fein zu können, wie

Sie sind. Auch ich danke Ihnen, weil Sie lieb waren, mit meinem Freunde. — Ich habe Ihre Nichte getroffen. Wir sind an vielen Läden vorbeigegangen. Wir haben gescheite Dinge gesprochen. Ihre Nichte weiß viel. Sie hat auch manche gute Empfindung. Wir sprachen von Ihnen. Sie liebt Sie sehr. Und sie verdankt Ihnen gewiß vieles von der Anmut, die ihr Wesen hat. Sehr jung ist dieses Mädchen auch, gewiß erfüllt von so viel Sehnsucht und Hoffnungen, die der Enttäuschung harren. Jetzt darf Sie ja noch an Allem vorbeigehen. Gar nicht ernst muß sie sein. So schön ist das. — Es wird jetzt Zeit sein, daß wir Abschied nehmen. Sie gehen weg, ich auch. Aber unsere Briefe bleiben uns. Wie dankbar müssen wir Beide der Post sein!



Aus Tirol. „Madonna di Campiglio", 17. Juli.

Ich bin hier glücklich. Es ist Sommer. Fast jung bin ich. Wir spielen Tennis. Wir fahren auch Rad. Aber das nur selten. Wir sitzen lange Abende auf der Terrasse, viele Mädchen, Herren und auch die älteren Menschen. Manchmal dringt ein Lachen hinaus in die Berge, helltönend und klar. Oft auch gehen wir in den Abend hinaus, wenn es fast schon Nacht ist, eine große, gutgestimmte Gesellschaft. Und wir sind wohl auch deshalb Alle so fröhlich, weil es für Jeden Stunden giebt, wo er allein sein kann, mit sich. Die Gedanken kommen dann, manchmal ein Wunsch. Und es

geschieht, daß hier in der Abgeschlossenheit die Wünsche so stark werden, daß man sie fast Sehnsüchte nennen könnte. Ich bin also hier sehr froh. Sie haben keine Ursache böse zu sein, daß ich nicht schrieb. Auch Sie haben nichts von sich hören lassen. Worte ohne innere Not müssen wir ja nicht tauschen. Heute aber am Morgen, da wollte ich mit Ihnen reden. Was ich treibe, wußten Sie sicherlich. Ihre Nichte hat Ihnen wohl geschrieben. Sie sagte wenigstens oft, wenn sie nicht mit mir in die Berge gehen wollte, sie habe Briefe zu schreiben, an Sie. So haben Sie, glaube ich, von mir genügende Kunde. Und es ist wirklich so wenig zu sagen, wenn man biss'l glücklich ist. Es giebt dann keine vielen Worte mehr. Man ist ruhig, im Gleichgewichte. Vielleicht ist das bei einem ganz großen Glück ja anders. Ich habe nie eins erlebt. Da hat man vielleicht das Bedürfnis zu reden, es sich immer vorzusagen, daß man selig ist, weil man fühlt, man geht auf einem engen Pfade. Die Grenze ist ja so leicht überschritten, zwischen dem großen Glück und dem großen Unglück. Ich aber, ohne ein starkes Schicksal erlebt zu haben, bin einfach zufrieden, weil ich gute Ruhe habe, ein leise bewegtes Leben und oft mit einem jungen Mädchen, Ihrer Nichte, über die Wege gehen darf. Es war schön für mich, daß wir uns in Tirol getroffen haben. Ich war in Karersee gewesen. Die Familie Ihres Bruders kam zu Besuch hin, und ich fühlte mich so wohl, daß ich dann mit ihnen weiterging, hieher nach Madonna di Campiglio. Sie aber, was ist es mit Ihnen? Ich höre, Sie sind am Meere. In einer fremden Gegend, in Dänemark, wo keine Wiener hin-

kommen. Was machen Sie dort? Ist es schön, und, vor allem, sind Sie glücklich?



Madonna di Campiglio, 11. August.

Ich weiß: Es sind drei Wochen vergangen, seit meinem letzten Brief. Sie schrieben mir, aber ich antwortete nicht. Es lebte zu viel in mir. Ich schämte mich vor Ihnen. Ich bin wieder schwach gewesen, voller Wünsche und dann wieder ohne den Mut zu einer Entscheidung zu kommen. Ich wußte, daß mein Freund zu Ihnen reiste. Er hat mir geschrieben. Er sagte, Sie hätten sich viele Briefe geschrieben, und dann hätte er es nicht mehr ertragen können. Immer schreiben. Das war ihm Qual. Er wollte Sie sehen, Ihre Hände küssen. Ich weiß nicht, ob Sie es ihm dann erlaubt haben. Ich wäre froh, von Ihnen und ihm Etwas zu vernehmen. Ich liebe Ihre Briefe noch wie früher. Sie sind mir eine Hilfe gewesen, auch jetzt wieder. Wir können einander gut schreiben. Die Zeiten, wo auch ich zu Ihnen laufen wollte, Ihre Hände küssen, die Tage der starken Sehnsucht damals, sind ja vorbei, und ich darf Ihnen das sagen. Sie haben es ja selbst so gewollt. Leben Sie wohl, meine Freundin. Kommen Sie bald nach Wien. Ich will in acht Tagen dort sein. Hier ist niemand mehr, auch Ihre Verwandten sind gestern fortgefahren.



Aus Madonna di Campiglio, 26. August.

Ich bin sehr unglücklich. Ich will Ihnen Alles berichten. Ich brauche ja Ihre Güte, Ihre zarte Hilfe. Als ich Ihnen vor sechs Wochen schrieb, da sagte ich: Ich bin glücklich. Ich war es wohl. Es gingen dann die Tage wieder hinweg, wo in meiner Seele nur so viel Emotion war, daß ich mein Leben spürte und das Bewußtsein haben durfte, daß noch nicht Alles in mir tot sei. Dann wurden die leisen Wünsche meines Herzens immer lauter. Schließlich war es dann nur ein Wunsch, eine Sehnsucht, eine Begierde, die mich erfüllte. Es ist so gekommen: Es war Sommer. Ich fühlte mich jung. Ich wollte noch nicht verzichten. Es war noch immer in mir die Erkenntnis nicht da: Du mußt weggehen, wenn die Anderen ihr Leben voll Kraft führen. Ich wollte mein Teil wieder haben am Schicksal. Ich wollte nicht resignieren. Ich hatte, wie das Einem so im Sommer, wenn man sich jung fühlt, geschehen mag, die Warnungen der Vergangenheit vergessen. Ich glaubte wieder an mich. Ihre Nichte ist gut und lieb mit mir gewesen. Sie hat mit mir immer freundlich gesprochen. Wir sind oft miteinander durch die Wälder gegangen, und wenn es Abend ward, auf einer stillen Bank gesessen. Wir konnten miteinander reden. Es war uns Beiden wohl, wenn wir beisammen waren. Da kamen mir dann die Hoffnungen. Ich fing an zu träumen. Ich ging des Nachts in mein Zimmer und dachte an ein fernes Glück. Ich dachte an ein Haus, in dem zwei Leute friedlich leben dürfen. Ich dachte an Kinder. Ich habe mich immer so nach Kindern gesehnt. Ich liebe am Weibe oft die

Mutter. Ich kann es nicht vergessen, daß ich als mutterlose Waise oft bei Müttern anderer Kinder eine so gewaltige Liebe gesehen habe. Das ist mir seit meinen Jünglingsjahren ein so sehnlicher Wunsch gewesen, Kinder zu haben, meine Geliebte als Mutter zu sehen. So bauten meine Träume Häuser, zeugten Kinder, eine große, glückliche Familie. Oft lag ich halbe Nächte da, mit solchen Hoffnungen. Wenn dann der Morgen kam, ging ich mit Ihrer Nichte spazieren. Und ich fing an zu hoffen, daß sie meine Frau werden wolle... Dann kam der Tag, wo mir das erste Mal der Wunsch kam, aus meinen Träumen auch Wirklichkeit zu machen. Ich wollte am Abend mit dem Fräulein Liesel sprechen. Den Tag über war ich zuversichtlich. Dann aber, als es leise dämmerte, wurde ich schwach, ängstlich. Ich erinnerte mich ... Alles fiel mir plötzlich ein ... Und ich hatte nicht den Mut. Ich verschob es immer auf den nächsten Tag. Dann war schließlich der Abschied da. Die Familie Ihres Bruders wollte wegfahren, und ich habe mich nicht getraut. Der Abend kam. Meine Lippen blieben geschlossen. Der Wagen fuhr weg. Wir drückten uns die Hände. Wir sagten „Auf Wiedersehen, in Wien." Ich bin in den Garten gegangen. So müde war ich, als hätte ich Tage lang gekämpft. Ich schämte mich. Ich war betrübt. Die Nacht war lang. Am Morgen faßte ich Mut. Es schien mir, als sei der Blick des Mädchens beim Adieu gut, fast liebend gewesen, und ich faßte eine Hoffnung. Dann kam auch eine Karte mit herzlichen, freundlichen Grüßen. Damals schrieb ich Ihnen das letzte Mal. Als ich in der zweiten Nacht und

in der dritten die Stärke meiner Sehnsucht erkannte, schrieb ich an Ihre Nichte. Das war ein schmerzlicher Brief. Ich hab' ihr mein Leben erzählt, die erste Ehe. Dann wartete ich auf Antwort. Sie ließ warten. Nach drei Tagen kam ein Telegramm: „Ich kann nicht." Am nächsten Morgen ist auch ein Brief für mich dagewesen, ein guter Brief. Es war da viel Mitleid für mich, keine Liebe. Sie hat sich nicht entschließen können. Sie liebt mich ja nicht, und deshalb hat sie nicht den Mut, einen Mann zu ehelichen, der es nicht verstanden hatte, seine erste Frau glücklich zu machen. Ihre Nichte hat Ihnen wohl geschrieben. Sie wissen also sicherlich Alles. Ich bin sehr traurig.



Aus Madonna di Campiglio, 26. August abends.

Mein Brief kann noch nicht weit weg gewesen sein als Ihrer kam. Darf ich sagen: Ich habe von Tag zu Tag diesen Brief erwartet. Es mußte ja kommen. Nun ist er da. Ich wünsche Ihnen Glück. Sie werden bald Mann und Frau sein, und wenn ich wieder in Wien bin, werde ich in Ihr Haus kommen, und Sie werden mich wieder trösten. Das wird dann schön sein. Auch von unserem Freunde ist ein Brief da. Er jauchzt. Ich glaube es ihm. Und Sie können es mir nicht verdenken, daß ich an einen Abend zurückdenke, da ich eine Hoffnung verloren hatte. Aber Das ist ja lang vorbei; vor einer Stunde schrieb ich Ihnen von meinem Unglück, weil das schöne Mädchen, Ihre Nichte,

mich nicht haben wollte. Die Zeit unserer Freundschaft soll aber noch nicht vorbei sein. Nehmen Sie bitte, an dem Morgen, wenn Sie den Brief bekommen, meine Briefe, setzen Sie sich auf den Balkon, von dem aus Sie das Meer sehen können, — Sie schreiben mir davon — und lesen Sie sie alle nochmals. Vielleicht ist dieser heutige Tag doch ein Abschied, man kann das ja nicht wissen. Ich will also, daß Sie in schöner Erinnerung mir Adieu sagen.

Ich war ruhig jetzt, als ich Ihnen schrieb. Aber ich weiß, wie viel mir diese Tage rauben können. Meine Hoffnung, meine Sehnsucht haben Sie mir schon genommen. Schwankend bin ich jetzt, ohne Vertrauen und haltlos. Ich glaub' nicht mehr an meine Kraft und meine Stärke zum Leben. Lassen Sie mir Ihre Freundschaft. Ich hab' doch um sie kämpfen müssen.



1. September.

Ich kann Ihnen nicht viel schreiben. Ich warte immer auf einen Brief Ihrer Nichte. Tag für Tag schreibe ich ihr. Ich sage ihr meine Qualen, ich bitte sie immer wieder. Ich habe allen Verstand verloren. Ihre Nichte antwortet mir. Aber sie kommt über das Nein nicht hinaus. Von meinem Unglück Ihnen tausend Worte sagen, will ich nicht. Schon allzu viel Jammer sind meine Briefe.



Aus Madonna di Campiglio, 5. September.

Es ist Abend geworden und Morgen seit Ihr Brief kam. Sie sagten mir so viel. Aber es mußte ja hilflos sein. Ein glücklicher Mensch kommt zu einem Leidenden — was kann er ihm geben? Mitleid. Und niemals Hilfe. Ich gehe über die Wege, die ich früher mit jenem Mädchen beschritt. Ich trauere um eine Hoffnung. In der Nacht lehne ich mich ans Fenster. Hier wuchs meine Sehnsucht. Hier baute ich meine Träume. Die Luftschlösser sind zerfallen. Für die Bücher danke ich Ihnen. Ich kann ja jetzt nicht lesen. Aber wenn ich ruhiger sein werde, dann will ich die „Effi Briest“ lesen, das Buch, das Ihnen half, damals, als die ersten Dränge über Sie kamen. Meine Briefe dringen als traurige Boten in Ihr heiteres Haus. Ich werfe es mir vor. Aber Sie wollen doch meine Freundin sein. So müssen Sie dieses Leid ertragen.



Madonna di Campiglio, am 10. September.

Es ist ein schönes Buch, das Sie mir sandten. Alle Menschen müssen es lieben, die einmal erzittert haben unter den Schmerzen ihrer Seele. Die Anderen werden die kleine Effi ja langweilig finden, alle die Leute, denen Bücher — Bücher sind, sonst nichts. Den vom Schmerz Geprüften aber ist dieses Buch ein seltener Schatz.



Aus Brüssel, 27. September.

Ich bin endlich doch von Madonna di Campiglio weggefahren. Aus dem Hotel mußte ich schon vor zwei Wochen weg. Da bin ich in das kleine Wirtshaus gegangen. Aber jetzt haben mich auch die Leute nicht mehr behalten wollen. Es ist auch schon zu kalt. Ich habe mich nicht losreißen können. Es war noch so viel da, was mich an frühere Zeiten erinnert hat. An die Tage, die noch glücklich waren und voll Hoffnung, habe ich hier gut denken können. Ich bin aber dann doch froh gewesen, wie ich in der Eisenbahn gesessen bin. In den letzten Tagen hatte ich angefangen, mich vor mir selbst zu fürchten. Ich hatte Angst, daß ich nicht mehr meinen eigenen Willen finden werde, daß ich mich in dem einen Schmerz ganz verliere. Auch war mein Leid nicht immer rein. Es war so viel gekränkte Eigenliebe darin, so viel verletzter Stolz. Ich hätte mich auch kaum losreißen können, so lange ich noch Briefe erwartete von dem Mädchen. Jetzt, da sie mir Nichts mehr schreibt, konnte ich eher wegfahren. Aber noch geht kein Tag weg, wo ich nicht an sie einen Brief schreibe. Manchmal bleibt der liegen, und dann lese ich ihn am nächsten Tage mit tiefem Schmerz und Scham. Oft aber schicke ich ihn auch weg. Ein Bettler bin ich in diesen Briefen. So kennen Sie mich gar nicht. Wie Einer bin ich, der an der Straße steht und jammert, weint, schreit: Schenk' mir was! Aber es kommt Keiner, der mit mir Mitleid hat. Nur Sie sind immer da, um mein Stöhnen anzuhören.

Aus Brüssel, 28. September.

Das ist eine fröhliche Stadt hier. Was mache ich da? Giebt es hier wohl überhaupt Leute, die tief drin leiden? Giebt es hier Mädchen, denen innere Schicksale furchtbare Schmerzen bereiten? Giebt es hier Menschen, deren Worte wie Labsal sind oder wie Verwundungen vom glühenden Eisen? Sind hier auch sanfte, stille Dulder da? Oder nur Leute, die auf den Boulevards sitzen, bei Tag und bei Nacht? In Belgien ist doch auch Maeterlingk zu Hause. Leichte Schmerzen, eine Verwundung des Augenblicks, ein äußeres Schicksal könnte man hier gut verwinden. So viel fröhliche kleine Frauen giebt es, so viel Menschen, die mit Einem Absynth trinken und Anekdoten erzählen. Hieher will ich meine Freunde schicken, die ein Mädchen betrogen hat, verlassen. Aber was thue ich hier, der noch Wünsche hat, der nicht vergessen will? Ich betrachte jeden Abend und bis in die Nacht die Anderen. Und ich, den die Schmerzen peinigen, ich möchte nicht tauschen mit ihnen, die in einem Taumel leben.



Aus Brüssel, 9. Oktober.

In ein Varieté bin ich gegangen, des Nachts gestern. Der Fremde geht ja immer ins Varieté. Das ist so der Markt leichtsinniger Leidenschaften, die Schaubühne unserer Zeit. Den Artisten hab' ich eine Weile zugesehen, die, wie man wohl sagt, gut „arbeiten". Ich hab' immer gewartet, daß Einer herabfallen soll vom Trapez, das wäre

ein Lärm gewesen und interessant. Es ist natürlich nichts geschehen. Zwischen den Palmen bin ich dann gewandelt, in einem Wintergarten. Dort hab' ich ein Mädchen gesehen, mit einem traurigen Gesicht. Ganz blaß war sie und schmal. Sehr raffiniert natürlich. Der Puder macht noch blässer, und die Kleider kann man zurichten. Aber für mich war das Mädchen schön. Sie hatte etwas so Schmerzliches. Und ich bin bei ihr gesessen. Und ich habe sie geliebt. Dann des Morgens weinte ich, inbrünstig. Und sie verstand mich nicht. Sie konnte mich also auch nicht trösten. Gar nichts Schmerzliches hatte ihre Schönheit, am anderen Morgen. Gar nichts Trauriges. Ein Mädchen war sie wie alle. Und sie sang lustige, freche Chansons, weil sie mich erheitern wollte. Von ihr weg ging ich ins Hotel, und ich schrieb an Ihre Nichte. Nochmals flehe ich. Nochmals erzähle ich ihr von meinem Unglück. Und tausend Dinge verspreche ich ihr. Wiederum hoffe ich, ein letztes Mal.



Brüssel, am 16. Oktober.

Aus Ihrem Hause kam die Antwort. Ihre Blume lag bei diesem „Nein". Sie sollte sagen: Meine Freundschaft ist da, für Sie. Ich danke Ihnen. Ich will Ihnen sagen: Dieser Brief, vor fünf Tagen, er soll der letzte bleiben zwischen mir und dem Mädchen, das mich nicht will. Es giebt andere Frauen, nicht wahr? Ein wilder Taumel soll über mich kommen. Ich bin ja noch jung, nicht wahr?



28. Oktober.

Was soll ich Ihnen schreiben? Ich tröste mich. Sie sind ja glücklich. Was sollen meine Briefe? Aber ich werde wohl wiederkommen, wenn Alles in mir vorbei ist. Niemals habe ich Zeit jetzt, viele Freunde hab' ich und Freundinnen.

Aus Brüssel, 7. November.

Hatten Sie wahrhaftig geglaubt, es ginge? War in Ihnen wirklich die Meinung, etwas Wein und viele gefällige Frauen seien fähig, mir meine Schmerzen zu nehmen? Sie schreiben mir: „Es ist gut, daß Sie sich trösten". Ich antworte Ihnen nun: Es ist gut, daß ich mich nicht so trösten lassen konnte. Ich hätte mich vor mir selbst schämen müssen. Als damals der Brief kam, suchte ich laute Freunde. Am Tage hätte ich mich ihrer geschämt. Aber die Nacht giebt andere Lichter. So hab' ich die Sonne wochenlang nicht gesehen und am Tage geschlafen. Wenn es Abend wurde, haben wir getrunken. Wir haben nach neuen Lüsten gesucht. Ich blieb traurig. Viele Geliebte habe ich besessen, blonde und schwarze. Ich hatte solche, die zärtlich waren, und solche, die mich peinigten. Eine hat auch geglaubt, sie liebt mich. Die weint wohl heute, weil ich wegfahre. Niemals war ich eigentlich bewußtlos in meinem Taumel. Immer hab ich gewußt, was ich vollbringe, zu welchem Zwecke. — Und da ich gestern am Morgen erkannte, es sei nutzlos, lasse ich dieses Leben. Es ist nicht viel anders geworden in mir, nur sehr

müde bin ich geworden. Ich kehre zurück zu meinen Schmerzen. Ich kehre zurück zu meinen stillen Leiden. Ihnen werde ich wieder leben.



Wiesbaden, 12. November.

Die Eisenbahn hat mich fortgerollt. Am Rhein bin ich einen Tag geblieben. Dort hab' ich einen alten Freund. Bei dem bin ich einen Abend gesessen, und wir haben gesprochen. Von seinen Kindern hat er mir erzählt; denn er ist viele Jahre älter als ich. Von seiner Jugend hat er gesprochen, und wie er sich freut, noch so jung zu sein. Er ist es wohl. Des Nachts hat er mir die Hand gedrückt und mich gut angeblickt. Er hat meine Schmerzen gespürt, und wie zu einem kleinen Jungen hat er mir gesagt: „Armer Bub". Heute Nachmittag sind wir aufs Land gefahren. Fröhliche Leute haben wir betrachtet, und Vieles haben wir einander erzählt. Oft haben wir auch geschwiegen. Frieden hatte ich, Ruhe, bei meinem alten Freunde, diesen Tag.



München, 18. November.

Ich bin doch noch nicht nach Wien gekommen. Ich kann noch nicht. Ich liebe Ihre Nichte, hören Sie doch, ich liebe sie. Fragen Sie noch einmal, weshalb ich kein mutiger Mann bin — ich sage Ihnen doch: ich liebe ein Mädchen. Ich kann doch nicht stärker sein als meine reinsten

Gefühle. Ich will es auch nicht. Wie undankbar bin ich gegen Ihre Hilfe, Ihren Trost. Aber wie zerwühlt bin ich auch, wie wund geschlagen. Die Leere in mir — die ist das Aergste.



Aus München, 22. November.

Ihr Brief kam in guter Stunde. Ich war so traurig. Da hat Ihr Schreiben mir etwas Freude gebracht. Sie sind so glücklich. Ich freue mich herzlich. Es ist so sonderbar. Ich habe Sie einmal geliebt. — Und da Sie jetzt aus freiem Willen einem Anderen angehören, und froh sind, regt sich Nichts in mir. Ich bin innig zufrieden. Sie haben es sich erkämpft. Sie sind ja stark, und sicher sind Ihre Schritte. Und daß wir Beide jetzt Freunde sind, das freut mich um unser Beider willen. Es ist in der That viel edle Schönheit in solcher Freundschaft. Man hat sie erkämpfen müssen. Deshalb ist sie so viel wert. So hat Ihr und meines Freundes Glück auch mich freuen dürfen. Und ich bin nach einem langen Tage, etwas stärker am Abend auf die Straße gegangen. Ich bin den gewohnten Weg gegangen. Man kann hier leicht ins Freie kommen, aus der Stadt heraus. Da gehe ich immer. Ich bin immer ruhiger geworden draußen, unter den Bäumen. Als ich zurückging, war es Nacht. In der Finsternis aber sah ich zwei Schatten an mir vorbeihuschen. Ein Liebespaar. Und sie gingen Arm in Arm, eng beieinander. Sie sprachen nicht. Und da ich

ihr Glück sah, wurde ich wieder traurig, ich, der ich ein Enterbter bin der Liebe.



Aus München, 27. November.

Meine Briefe machen Sie müde. Und doch darf ich Ihnen schreiben. Wie gut sind Sie! Heute hat mich ein Freund mitgeschleppt, zu einem Mädchen. Ich sollte lieb mit ihr sein. Aber mir wollten die Worte nicht kommen. Schließlich aber fand ich müde Zärtlichkeiten. Als aber die Kleine mich dann küssen wollte, da konnte ich es nicht ertragen. Und traurig beleidigt ging das Mädchen weg, das mit mir lieb sein wollte. Mein Freund aber schmähte mich. Ich gehe hier in meinen Zimmern herum. Ich verliere mich immer mehr. Es ist keine Rettung mehr für mich. Ich schwanke. Gar keinen Halt habe ich mehr. Denn die ich liebe, konnte ich nicht überreden.



München, am 30. November.

Einem kleinen Mädchen hab' ich heute ein Märchen erzählt. Das Kind saß bei mir, ich spielte mit seinen Locken und berichtete. Ich sagte ihr von einem Menschen, der arm war. Dann fing der Arme an zu besitzen. Aber sein Reichtum war ihm nie groß genug. Ich sagte dem Kinde: Kein Haus war ihm schön genug, keine Mahlzeit zu kostbar, kein Gericht zu süß. Da fing er an immer mehr zu

begehren. Und da er nie genug bekommen konnte, kränkte er sich eines Tages furchtbar, und da zerstörte er, in seiner schrecklichen Wut, Alles um sich. Jetzt hat er gar nichts mehr. Das kleine Mädchen fragte mich, wo er jetzt lebt, der arme Mann? Ich wußte es nicht. Kleinen Mädchen erzähle ich traurige Märchen.



Aus München, 4. Dezember.

Ich reise weg, auch von hier. Rastlos bin ich. Aber meine eigene Welt nehme ich immer mit. Und der möchte ich doch entfliehen.



Aus Graz, 7. Dezember.

Kennen Sie Graz? Da bin ich jetzt. Wissen Sie, wie es einem Menschen zu Mute ist, in einer so kleinen Stadt, des Sonntags? Wenn die Kirchenglocken aufgehört haben zu singen ... Wenn nur manchmal unten auf der Straße ein Schritt tönt ... Wenn man so ganz allein ist ... Da fällt Einem ein, wie wenig man wert ist. Das ist dann Pessimismus, vielleicht Sentimentalität, Wertherei — wie viele gescheite Namen und Titel finden doch die klugen Leute für Gefühle und Stimmungen! Dann ist Alles so weit gut, nur eine Seele schreit, sehr laut ... Sehen Sie, das Alles geht so durch die Seele eines Mannes, wenn er allein ist.



Aus Graz, 13. Dezember.

Sie sind verwundert, einen zweiten Brief aus der Provinzstadt zu bekommen. Sie mußten mich auf der Rückreise glauben. Sie erwarteten mich dieser Tage in Wien zu sehen. Ich glaube, es wird noch einige Zeit dauern, bis wir uns wieder sprechen. Ich will jetzt einige Wochen hier bleiben. Es war in der That nur eine Station für einen Tag, als ich herkam. Jetzt ist es eine Woche geworden. Die Menschen im Hotel wissen nicht, was sie mit mir anfangen sollen. Ich hab' keine Geschäfte, ich mal' auch nicht, in das Fremdenbuch hab' ich — „Privat" — hineingeschrieben. Zuerst erschien den Menschen nur seltsam, daß ich die Sehenswürdigkeiten, die Kirche, das historische Museum nicht besichtigen wollte. Dann mögen sie sich noch über manches Andere gewundert haben. Auch daß so selten ein Brief kommt, ist ihnen bedenklich. Mein Thun hier ist einfach. Ich gehe in den Gassen herum. Ich schau' mir die Leute an. Ich lächle auch manchmal. Ich bin sehr allein. Am Abend sitze ich zwei Stunden mit allerlei Provinzlern zusammen ... Einen Tag mit den alten Herrn und am andern mit den Burschen in der zweiten Stube. Die Alten reden fast noch mehr von den Weibern als die Jungen. — Ein sechzehnjähriger Bursch ist im Hause, der Sohn des Wirtes, ein Gymnasiast, mit dem sitze ich am Nachmittag manchmal da. Ich gewinne den Burschen lieb, der oft sehr unglücklich ist, weil er noch kein Mann ist. Er möchte so gerne über diese Jahre hinaus. Er ringt mit sich. Kann ihm wer helfen? Nur ein Glück ist es, daß ihm seine Jugend, natürlich zum

Ersatz, oft eine kindliche Heiterkeit, Uebermut und Vergeßlichkeit giebt. Eine Stunde, nachdem er voller Sehnsucht nach Thaten geweint hat, ist Alles vergessen. Ich hab' den Burschen lieb, weil er so gut träumen kann. Jeden Tag hat er eine andere Idee. Immer aber ist er voll von Erwartungen. So Vieles verbirgt ihm das Leben noch, so viel will er noch schaffen. Viele Sehnsucht ist in ihm, und Sie wissen, ich liebe die Menschen, die starke Sehnsüchte in sich tragen. Mein Leben ist nicht sehr reich — wie Sie sehen. Ich hab' keine Hoffnungen mehr. Und was ist denn der Tag noch wert, wenn man vom nächsten Nichts mehr ersehnt?



Aus Graz, 25. Dezember.

Nein! Es ist Nichts gestorben in mir. Alles lebt, und ich leide tausendfältige Schmerzen. Aber ich schreibe Ihrer Nichte keine Briefe mehr, seit ich erkannte, es ist ihr nicht möglich an mich zu glauben.



Aus Graz, 15. Jänner.

Ich kenne keine Frauen hier. Ich mache keine Besuche. Die Herren, die ich kennen lerne, im Caféhaus oder am Abend, laden mich ein. Ich bin ja ein Fremder, und man ist neugierig in der kleinen Stadt. Ich bin früher manchmal ins Theater gegangen. Aber man hat mich immer hinge-

schleppt zu den Frauen und Mädchen. Da gehe ich jetzt nicht mehr hin. Gestern bin ich um acht Uhr aus dem Caféhaus weggegangen. Am Eck' der Straße, in der ich wohne, ist ein Laden, wo ich meine Cigarren kaufe. Da ist ein leidlich hübsches Mädel. Wie ich gestern vorbeiging, lächelte sie. Wir kennen uns jetzt ja schon sechs Wochen. Das ist viel in einer Provinzstadt. Ich sprach mit ihr. Wir sind dann in ein Concert gegangen mit einander. Sie hat wohl geglaubt, ich will eine Liebschaft mit ihr anfangen. Die Musik hat lauter sentimentale Sachen gespielt. Da hat sie plötzlich angefangen zu weinen. Sie hat zuerst nicht erzählen wollen, was sie kränkt. Aber dann, wie wir nach Hause gegangen sind, am langen Wege, hat sie berichtet. Sie weint um einen Mann, der von ihr weg mußte, nach Wien. Ob er an sie denken wird, er schreibt so selten? Ob da nicht so viel hübschere Frauen sind, in Wien? Da mußte ich sie nun trösten. Lange hat sie mir erzählt. — Heute da Sonntag war, haben wir eine Landpartie gemacht, wie ein Liebespaar. Das kleine Mädel hat mir auch gesagt, daß sie ganz stolz ist auf den Begleiter. Sie ist ein bissel bös, daß ich ihr keine Liebesworte sage. Sie hat ja doch erwartet, daß ich sie liebe. Wie sie schließlich sah, daß das nicht sein wird, fing sie wieder an, von ihrem Unglück zu erzählen, von dem Geliebten, der weit weg ist. Den ganzen Nachmittag hätt' ich sie trösten sollen. Und als ich mich am Abend verabschiedete, wollte sie mir einen Kuß geben, weil ich so lieb war. Ich aber war weit weg.



Aus Graz, 20. Jänner.

Vielleicht haben Sie recht. Ich hätte das kleine Mädchen in meine Arme nehmen sollen. Aber das sind gute Ratschläge. Es giebt nichts Nutzloseres als Vernunft, wenn man unglücklich ist. Das ist eine alte Geschichte. Ich komme nach Wien, in drei Tagen.



Aus Wien, 25. Jänner.

Es ist doch nicht leicht für mich, hier in Wien zu sein. Schon als ich vom Bahnhof am frühen Morgen nach Hause fuhr, fing mein Leiden an. Ich bin den Abend über in meinem Zimmer gesessen, in vielen Gedanken. Ich bin schon lange nicht hier gewesen. Ich hab' also Vieles ordnen müssen. Viele Briefe hab' ich in die Hand nehmen müssen. Wie viele Freunde hat man nicht gehabt! Auch Liebesbriefe sind da. Nicht allzu heftige. Ich hab' ja nie das gehabt, was man so das „Glück in der Liebe" nennt. Es haben mir nicht viele Frauen heiße Worte gesagt. Die Erinnerungen kommen ja dann, Alle. Ein paar gestorbene Blumen. Man hat sie einmal geliebt, als sie noch lebten. Ein hartes Wort in einem Brief, Hohn fällt Einem in die Augen — was ist das heute? Vielem steht man ja bald auch gegenüber wie einem toten Roman. Man findet es interessant. Man bedauert nur, daß man die eigenen Briefe nicht hat. Dann wäre die Sache ja erst klar. Man hat ja schon so viel vergessen. Dann unter all' dem Vergangenen

kommt Einem ein Blatt in die Hand, das an die Wunde rührt, an der man noch krankt ... So kamen mir schmerzliche Stunden an diesem ersten Abend in der Heimat. Morgen will ich zu Ihnen kommen. Wir wollen einen ruhigen Nachmittag haben. Ich will zusehen, wie die Sonne untergeht, und die letzten Strahlen durch Ihr Zimmer scheinen. Und die Glückliche und der Leidende werden sich die Hände reichen.



Wien, 27. Jänner.

Ich muß nun wieder weg. Es ist viel geschehen, für mich. Wir hatten gesprochen. Ich weiß, Sie haben mir, um mich aufzurichten, von einem frühen Leiden Ihres Lebens erzählt. Wie Sie kämpfen mußten und ringen, bis Sie so weit waren. Sie sagten auch, wie Sie sich freuen, daß ich ruhig bin, gefaßt, voll Resignation. Sie hatten mir viel geschenkt, da Sie von Ihrer Seele erzählten — was kann man Besseres thun, als solches Vertrauen geben. Die Sonne ging unter. Es wurde still zwischen uns. Wir hatten uns nach solchem Gespräch nicht mehr viel zu sagen. Und wir glaubten ja, in den nächsten Wochen noch viele solche Abende zu haben. Wir gaben uns die Hand. Ich dankte Ihnen und ging. Die Gassen sind still. Es sind wenig Leute da. Ein paar Mädchen huschen vorbei. Ein elegant gekleideter Herr und eine vornehme Dame gehen ohne viel Worte an mir vorbei. Ich sehe ihre Blicke, die furchtsam

sind, scheu und doch verlangend. In der Ferne geht vielleicht ein Wagen, aber man hört ihn nur leise. So viele Gummiradler giebt es jetzt. Ich beschreibe das Alles sehr langsam, nicht wahr? Ich will nicht allzu früh von dem sprechen, was dann kommt, und mir Schmerz macht, viel Leid ... Ich habe plötzlich Ihre Nichte getroffen. Ich hab' gedacht: Soll ich in ein Hausthor flüchten? Sollen wir aneinander vorbeigehen? Ihre Nichte ist auf mich zugekommen. Sie konnte es ja, da in ihr kein Schmerz war. Dann sind wir eine halbe Stunde durch die stillen Gassen gegangen, von deren Art ich Ihnen früher sagte. Sie hat mir erzählt. Daß ich ihr leid thue, hat sie mir gesagt. Sie möchte mir so gerne helfen. Auch Ihrer hat sie erwähnt; Sie hätten sie überreden wollen. Allein sie kann nicht. Und beim Lichte der Gaslaternen habe ich dann manchmal die Augen des schönen Mädchens leuchten sehen, da sie von ihrer Sehnsucht sprach. Ich glaube, sie hat mir gesagt: Es giebt nur ein Glück, die Liebe. Darauf wartet sie nun. Sehr klug hat sie dann auch von Vernunftehen gesprochen. Aber bei mir wäre es ja Etwas Anderes. Und ich verstand, was ich fürchtete und ja wußte — sie vertraute mir nicht. Wir sagten uns Adieu. Fast weich wurde das junge Mädchen, ich that ihr halt leid. Ich aber weiß, daß ich nicht täglich diesen Anblick ertragen könnte. Ich will das bissel Ruhe bewahren, das ich habe, jetzt. Also gehe ich wieder weg. Und unser Wiedersehen ist ein Abschied. Leben Sie wohl.



Aus Venedig, 15. Februar.

Hier bin ich. Ich thue nichts. Ich sehe keine Bilder an, ich betrachte kein Paläste. Ich will leben. Nur atmen, sonst nichts. Grüßen Sie meinen Freund, Ihren Gemahl.



Aus Venedig, 2. März.

Ich lese, daß Ihre Nichte die Mutter, Sie eine befreundete Schwägerin verloren haben. Ich kränke mich mit Ihnen. Sagen Sie auch dem Mädchen, das ich einst bat, mein zu werden, von meinem Beileid. Es sind jetzt wohl schon Monate seit den Tiroler Tagen. Es sind auch schon wieder Wochen, seit ich aus Wien weg mußte. Noch aber ist Nichts tot in mir.



21. März.

Liebe Freundin!

Sie wollten mir ein Glück bereiten. Sie schickten mir eine lange Depesche, und aus jedem Wort spricht Ihre Freude bei dem Gedanken, daß Sie mich selig machen werden. Ich danke Ihnen viele, viele Male. Aber ich jauchze nicht. Es ist zu viel in mir geschehen. Die Bestellung an das Fräulein Liesl, die ich Ihnen zu geben habe, ist eine andere als Sie glaubten. Ich bitte Ihre Nichte nicht mehr, meine Frau zu werden. Ich darf diesen Wunsch nicht mehr haben. Ich bin jetzt stolz und darf es sein. Ich weiß noch

gut, wie sehr einst dahin meine Sehnsucht ging. Ich weiß mich auch noch all' der Schönheiten zu erinnern, durch die Ihre Nichte meine Liebe errang. Ich bin auch noch sehr traurig. Wer weiß das besser als Sie? Allein ich sehe jetzt mit klareren Augen alles Andere, die Zukunft. Es hat ja eine Zeit gegeben, wo ein Jawort aus Mitleid mich glücklich gemacht hätte. Ich habe damals nicht verlangt, daß Fräulein Liesl mich lieben soll, ich hätte ihr tausendmal gedankt, wenn sie einfach erlaubt hätte, daß ich sie liebe. Heute bin ich am Ende meiner Kämpfe. Aber es ist in mir so ruhig geworden. Ich habe nun den Lohn meiner Schmerzen. Die Stürme sind vorbei. Sie wissen, sie haben mein Herz nicht schlecht zugerichtet. Noch liebe ich Ihre Nichte. Aber ich will sie nicht mehr besitzen. Ich habe zu viel gelitten, um jetzt sie noch zu überreden. Es sind zu viele Bitten über meine Lippen gekommen. Es ist zu spät für mich. Ich kann um die Freundschaft einer Frau werben, Jahre lang. Erringe ich sie, dann werde ich kniefällig danken für die Gnade, die mir geschah. Aber nach Monaten von Kämpfen ein Mädchen ehelichen, das so lange brauchte, um sich zu mir zu entschließen, — nein, dazu bin ich nicht mehr stark genug. Eben diese Kämpfe haben mich so alt gemacht. Es ist noch ein Grund da. Oder eigentlich kein Grund — Etwas Besseres, ein Gefühl. Sie wissen, wie ich mich nach einer Familie sehne, nach Kindern. Und ich möchte kein Kind haben von einer Frau, die ich überreden mußte, mein zu werden. Ich könnte keinen Sohn haben wollen von einer Frau, die Kämpfe brauchte, um sich zum Vater zu entschließen. Und es tönt

auch noch in meinen Ohren jener Satz wieder, den mit sehnsüchtiger Stimme ihre Nichte mir an meinem letzten Wiener Abend gesagt hatte: „Es giebt nur ein Glück: Die Liebe. Auf die will ich warten.“ Diese Worte würden jeden Tag in unser Eheleben hinein klingen. — Allein es ist sicher: diese Kraft zu reflectieren, kommt vor allem aus einer Ursache her: Meine stärkste Leidenschaft ist vorbei. Ich mußte sie ja überwinden. Es giebt eine Phase, wo man Alles um sich vergißt, weil man eine Sehnsucht hat. Damals bettelte ich. Die ist vergangen. Jetzt bin ich noch unglücklich, traurig, weil mir das Schicksal einen Wunsch versagt hat, den ich oft und innig gehegt hatte. Ich leide noch unter den Nachwehen der Kämpfe, die ich geführt, aber das Ziel selbst ist aus meinen Augen. Ich bin belehrt. Und da ich an Strafen glaube für innere Sünden, so weiß ich auch, weshalb ich leiden muß. Ich fühle die große Schuld meines Lebens. Die war, daß ich mich zu sicher fühlte, als ich eine Frau mein eigen nennen durfte, die mich hätte lieben können. Ich hab' mich damals als der Besitzer gefühlt. Ich hab es Ihnen ja erzählt. Und weil ich damals das Recht des Weibes — in jeder Stunde neu erworben zu werden — verkannt hatte, bin ich mit meinem ferneren Leben gestraft worden. Deshalb sind Sie damals an mir vorbeigegangen. Deshalb hat Fräulein Liesl sich nicht getraut, mein Weib zu werden, als ich noch warb. Sie hat gefürchtet, ich sei so leichtsinnig. Sie mußte ja denken: Wenn ihm gehört, was er ersehnt, dann achtet er es für nichts mehr. Sie hat vielleicht recht gehabt mit ihrer Furcht. Sie weiß ja von meiner ersten Ehe. Sehen Sie,

ich glaube daran, daß man eine Sünde büßt. Und es giebt so wenige wirkliche Sünden. Für die aber muß man dann Sühne tragen, sein Leben lang. Solch' eine habe ich begangen, der ich das Leben meiner Frau nicht schön zu gestalten mich bemüht hatte. Und deshalb gehen die Mädchen und die jungen Frauen an meiner Liebe vorbei.

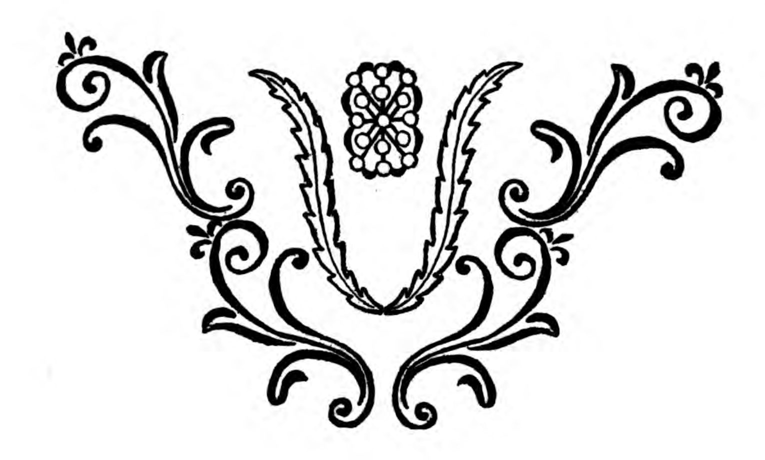
So ist es gekommen, daß ich nicht mehr genügsam bin. Es ist mir nicht mehr genug, daß meine Bitte erfüllt wird. Ich höre immer einen Seufzer, aus dieser Zustimmung heraus. Glauben Sie nun nicht, daß das eine Laune ist, von heute auf morgen. Ich werde bei dem Entschluß bleiben. — Also nochmals vielen Dank. Ich kann jetzt nicht mehr.



Aus Venedig.

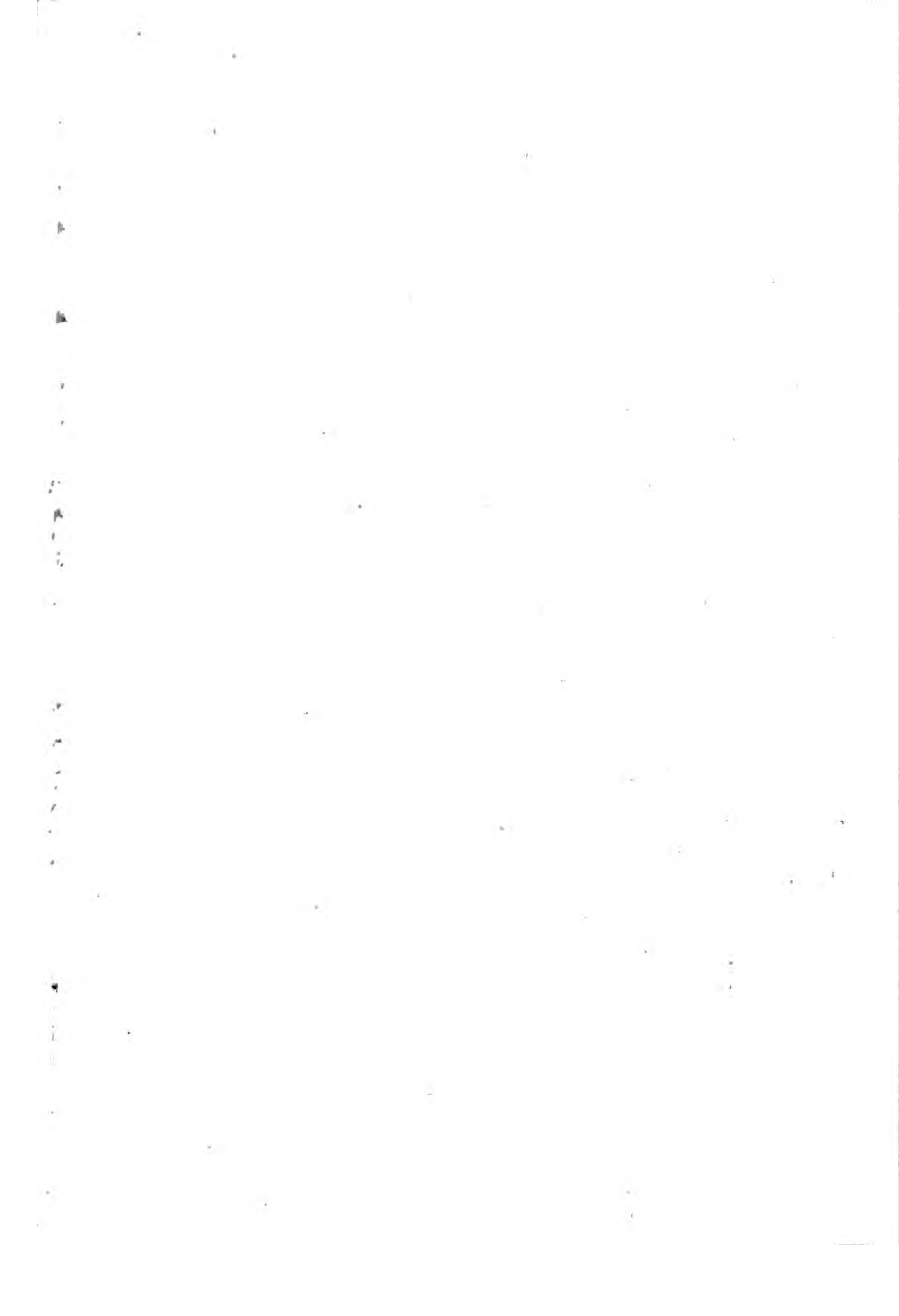
Am nächsten Tage. Ich sitze jetzt am Abend, auf dem Balkon des alten venezianischen Hauses. Ich denke aber nicht an die Operette, die unter mir gelebt wird. Ich lese Ihre Briefe — Wissen Sie, daß das ein ganzer, schwerer Pack ist? So viel Gutes steht darin. Wir bedeuten einander so viel, in unserer Freundschaft. Und nun, da es Nacht geworden ist, und ich über den Marcusplatz gehe, höre ich seit Jahren zum erstenmale auf, mit dem Geschick zu hadern. Ich habe ihm für Eines zu danken, für Ihre Freundschaft. Bewahren Sie mir die, dann werde ich

wieder ganz heiter werden, wenn ich in Ihrem Zimmer sitze. Ich werde wieder Ihre leise Stimme gute Worten sagen hören. Ihr Glück wird mich trösten. Ihre Güte wird mich umgeben. Ich danke Ihnen.



November-December 1899.

Das Schicksal.





Wiener Novelle.

Das kleine Fräulein sah sich auf der Ringstraße die Leute alle ganz sorgsam an. Da konnte sie sich nie langweilen. Immer fielen ihr tausend Dinge ein, und es war ganz merkwürdig, wie oft sie innerlich lachen mußte. Das war so die Art der Fröhlichkeit, die sie sich im neunzehnten Jahre ihres Lebens erworben hatte. Eine stille Art war es freilich, recht ruhig und kaum mehr „naive Heiterkeit“ zu nennen. Es war schon eher ein artistisches Vergnügen, eine Neugierde. Manchmal fiel diesem kleinen Fräulein auf den einsamen Spaziergängen es ein, wie wenig überhaupt so ein Mensch vom anderen wisse. „Da gehen wir eng nebeneinander,“ raisonnierte sie, „oder wir kennen uns auch beim Namen, wir grüßen uns also, wir geben uns die Hände, wir wechseln Worte. Und was weiß ich vom Leben meiner Cousine Anna, oder von dem Dr. Habermann, der jeden zweiten Dienstag zu unserem Jour kommt und manches Mal, wenn es gerade Frühling ist, mir durchaus die Hand küssen will. Und was wissen die von mir?“ Das kleine Fräulein Rosl ist nämlich sehr klug. Sie weiß es, daß Jeder von all' diesen faden Menschen dort auch seine Kämpfe hat durchmachen müssen. Und oft fiel ihr ein, daß der oder die, mit der

sie eben sprach, irgendwo in der Seele den geheimnisvollen Winkel wohl hatte, in dem Etwas begraben war, etwas vielleicht sehr Heiliges, was Keiner ahnte und was diese Seele füllte mit Glück und manchem Schmerz. Und da war es nun ganz natürlich, daß manchmal dieses kluge kleine Fräulein Rosl eine leise Sehnsucht verspürte nach so einem, wenn auch nur winzigen Erlebnis, das sie für sich allein hätte, ganz allein, und zu dem sie die Gedanken lenken könnte, an den vielen, vielen leeren Abenden, die sie allein zu Hause war mit der Mutter. Denn zu Hause, bei Rosl, da war es traurig. So lange war die Mutter schon Witwe, und man lebte recht allein in einem alten, kleinen Häuschen. Manchmal kamen Verwandte, es gab auch noch allerlei alte Freunde aus der Zeit, wo Rosls Mama noch gesund war. Denn es war erst sechs Jahre her, daß die fünfzigjährige Frau an den Füßen gelähmt wurde. Rosl konnte sich noch gut erinnern, wie sie als Backfisch manchmal mit der Mutter ausging, und wie dann plötzlich, ohne alle düsteren Vorzeichen die schwere Krankheit gekommen war, in deren Dauer das Mädchen in Rosl erwacht war. In den letzten Jahren hatten auch Mutter und Tochter erst eine rechte Beziehung zu einander gewonnen. Und jetzt verstanden sie sich gut. Nur daß oft keine Worte kamen den beiden Frauen trotz aller Liebe, weil ja doch das äußere Leben, das sie Beide führten, recht leer war, und das Mädchen noch so jung und voll vager Wünsche und Träume. Am späten Nachmittag da durfte Rosl ausgehen. Sie hatte keine Freundin, und da man ja wußte, daß sie ein gescheites Mädel war, so ließ man sie allein durch die Straßen

spazieren gehen. Ganz langsam und mit kleinen, bedächtigen Schritten wanderte sie von der Vorstadt zum Volksgarten, ging mitten durch die Alleen durch, amüsierte sich manchmal über alle die spielenden Kinder und die vielen jungen Leute, die Arm in Arm gingen. Manchmal fragte sie Jemand, der von diesen Spaziergängen wußte, ob sie denn so viel zu überlegen hätte, daß sie sich gar nicht langweile auf all' diesen Gängen. Da lächelte das kleine Fräulein Rosl. Ja, sie hatte da Manches zu überdenken. Denn diese Stunden waren eigentlich ihr waches Leben. Man konnte nicht sagen, daß es ein Wirklichkeitsdasein war. Sie träumte wachend von allerlei. Schon lange war das so ihre Gewohnheit. Sie ersann sich ein Leben; nur Gefühle gab es da, und das Märchen endete immer mit einem Liebesglück. Das gehörte dazu. Niemals dachte das junge Mädchen an irgend einen Herrn. Nein, es war nur so ein Jüngling, irgend Einer, eben der für sie Bestimmte. Darüber machte sie sich weiter keine Gedanken. Das war nun eigentlich recht naiv, und man könnte wohl sagen: dumm. Denn wie sollte sich denn das wunderbare Ereignis endlich einstellen, von dem sie in vagen und seligen Träumen immer hoffte, wenn sie die Thüre zu ihrem Leben so lang verschlossen hielt? Viele Leute sagten von Fräulein Rosl, daß sie so spröde sei. Und gar nicht lustig. Immer so ernst, daß die jungen Leute sich gerne abseits hielten, weil sie ihrer Schönheit doch nicht froh werden konnten. Einer sagte einmal, er wisse nicht recht warum, aber er habe doch das sichre Gefühl, daß Rosl sie alle verachte und immer nur auf der Lauer sei, Einen bei einer Dummheit zu ertappen.

Das war aber gar nicht wahr. Rosl wunderte sich nur oft über diese Menschen, die lachen konnten und plauschen, so ganz unbefangen, und manchmal sehr intime Sachen einander erzählen. Sie verstand es auch nicht, daß man sich so leicht küssen lassen konnte, wie das die anderen Mädchen thaten, und oft gab es für sie Sekunden verletzter Scham wegen einer flüchtigen Berührung oder nur eines Blickes. — Es hatte deshalb auch kaum je Einer den Versuch gemacht, an sie heranzukommen. Auch auf ihren Spaziergängen war es so. Manchmal sah ihr ein junger Mensch ins Gesicht, dem sie gefiel und ging ihr nach. Aber nach einer Weile war er wieder fort, weil er wohl die Empfindung hatte: ich bin viel zu weit weg von diesem Mädchen. „Was soll ich ihr denn sagen, wenn ich sie schon begleiten darf?" Manchmal sprach sie auch Einer an, und das war sie bereits gewöhnt. Jetzt war sie darüber nicht mehr so zornig wie früher, und sie hatte jetzt schon ihre besondere Art, den Leuten ihren Irrtum aufzuklären. Dem Einen gab sie einfach keine Antwort, die Anderen schickte sie mit einer spöttischen Bewegung der ruhigen Augen weg und manchmal, wenn ihr das Wesen Eines gefiel, aber sie doch sicher fühlte, sie werde mit ihm sich in kein Gespräch einlassen — denn sie war ja ein anständiges Mädchen aus der guten Gesellschaft —, drehte sie sich um und sagte ganz freundlich, der Herr solle sich nicht weiter bemühen, es helfe doch nicht. Das war nun allerdings etwas merkwürdig, und die jungen Herren versuchten dann erst recht, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, da konnte das kleine Fräulein aber sehr böse werden, so daß die unglücklichen Versucher doch weichen

mußten. Eigentlich hätte es der Rosl doch vielen Spaß gemacht, einmal den Scherz zu versuchen. Es könne ja Nichts geschehen. Das kleine Mädchen fühlte sich sehr sicher. Denn noch niemals hatte es, auch in den leichteren Formen nicht, zwischen ihr und einem Manne eine Beziehung gegeben, die ihr das Gefühl der Geschlechter gegeben hätte. So war sie noch ganz kalt, trotz allen Wissens. Sie hörte davon, wie die Männer sind, daß es doch etwas wie Liebe geben solle. Ja, sie hatte eine Freundin gehabt, die einen Mann wirklich sehr geliebt hatte und sich ihm auch hingegeben. An solche Dinge dachte sie oft, aber es war ein ruhiges Ueberlegen ganz ferner menschlicher Verhältnisse, da ihr niemals die Idee kam: auch in meine Brust könnte ganz wirklich dieses Gefühl kommen, ob ich nun will oder nicht. Die Träume aber, die Rosl füllten auf diesen Spaziergängen, die waren ganz vage, sie fingen erst an, wo alle Wirklichkeit aufhörte, und sie spielten in Gärten, wo Blumen blühten, die das junge Mädchen liebte, oder an einem stillen Flusse, im Herbste . . . Rosl begegnete einer Freundin. Sie blieb stehen und ließ sich erzählen von einem neuen Hute, der ganz aus Rosen war, förmlich der Frühling. Aber sie gab nicht recht acht auf den monströsen Bericht der Freundin über diesen Strohhut mit den vielen Rosen und den Crème-Bändern, — es gab etwas Anderes, was sie interessierte. Sie hatte es jetzt schon seit Tagen bemerkt, daß ein Herr ihr nachging. In recht weiter Entfernung und überhaupt sehr anständig. Da war Nichts zu sagen. Es genierte auch Rosl weiter nicht. Ja, es schien ihr manchmal ganz angenehm. Sie war nicht allein. Wie ein treuer

Hund folgte ihr dieser junge, vielleicht achtundzwanzigjährige Mensch mit dem hübschen, blonden Schnurrbart. Jetzt lehnte er vor einem Buchladen, während Rosl mit der Freundin sprach. Er sah die französischen Romane an, die in der Auslage waren, und nur manchmal ging sein Blick zu den beiden Mädchen hin. Das amüsierte Rosl. Sie blieb eine lange Weile stehen und sprach. Sie wollte sehen, wie lange er warten werde. Dann mit einem Male, während der Herr gerade nicht hinsah, nahm sie rasch Abschied und lief weg. Sehr rasch ging sie durch viele kleine Gassen, bis sie schließlich Halt machte und den Kopf drehte. Ganz schüchtern. Denn vielleicht war er doch da. Wie sie sah, daß er wirklich ihr nicht folgte, lachte sie hell auf. Sie dachte, wie der arme Mensch jetzt wohl suchen werde. Und im Weitergehen amüsierte sie sich noch immer. Ob er sie morgen mit einem Vorwurfe ansehen würde, wenn sie durch den Volksgarten ging? Denn dort lauerte er ihr auf, jeden Tag jetzt, im ganzen drei Mal. Das kleine Fräulein amüsierte sich.



Da nun geschah das Merkwürdige. Rosl war in der Früh aufgestanden, und um elf Uhr ging sie aus, auf die Wieden, zur Modistin. Sie ging durch die Stadt, und die ungewohnte Hitze des Mai that ihr weh, weil sie ja sonst gewöhnt war, erst abends auf die Straße zu gehen. Rosl dachte an den Nachmittag. Ob er ihr folgen werde? Und sie nahm sich vor, ihm es zu sagen, er solle sich keine Mühe geben. Sie hatte es ja schon Manchem so mitgeteilt, ganz

ruhig oder auch spöttisch. Rosl war in die Wiedner Hauptstraße eingebogen. Da traf sie den Verfolger plötzlich. Er hatte eine schwarze Aktentasche und sah anders aus als am Abend immer. Rosl dachte sich: So, das ist also sein Vormittagsgesicht, wenn er arbeiten muß. Jetzt darf er mir nicht nachgehen. Er wird sich ärgern. Wieder amüsierte sich Fräulein Rosl. Allein der Verfolger, der Dr. Lenz hieß, Dr. Erich Lenz, und Concipient war bei einem Advokaten und thatsächlich jetzt zum Gericht gehen sollte, kehrte um und ging wieder dem kleinen Fräulein nach. Bis zum Hausthor der Modistin. Da ging Rosl hinein, ohne ihm einen Blick zu geben. Als sie wieder herauskam, war er weg. Er war doch ins Gericht gegangen.

Nachmittag gingen sie dann wieder hintereinander her. Langsam, ohne sonderliche Hast zog Rosl ihre Straße dahin, wie Jemand geht, der nichts Besonderes zu erwarten hat, dem es aber auch so, wie es ist, ganz gut gefällt, so daß er sich nicht eilt, von dem Leben wegzukommen, das er gerade führt; der Doktor war, wie immer, in gemessenem Abstand hinter ihr. Wie sie sich einmal flüchtig umblickte, bemerkte sie ihn, und da ging ein leichtes Rot über ihre Wangen. Sie muß mich also doch erkannt und vielleicht erwartet haben, dachte er, und ging jetzt, wie ermuntert, hinter ihr her. Eigentlich ohne weitere Absicht, denn sie so auf der Straße ansprechen, auf gut Glück hin, das mochte er doch nicht. Ganz ruhig gingen sie also dahin. Sie vorne, mit

leichten Schritten, etwas tänzelnd, und er langsamer, in einiger Entfernung hinterher, um sie gleichsam wie ein Bild immer aus der richtigen Entfernung betrachten zu können. So waren sie in die Stadt gekommen und durch die engen Gassen durch jetzt zum Rathaus. Von dort ging Rosl wieder in die Vorstadt nach Haus und er immer nach. Aber schließlich wurde er doch ungeduldig, und wie sie bei einem Straßeneck waren, da ging er rasch an ihre Seite, grüßte und sprach sie an. Das Mädel schaute ihn unschlüssig an, schon bereit ihn wegzuschicken, und wie er fragtè, ob er nicht doch mitlaufen dürfe, da sagte sie nicht ja und nicht nein, so daß er plötzlich, ganz befangen wie ein schüchterner Junge, nicht recht wußte, was er sagen sollte. Da begann er zu sprechen von den Straßen, durch die sie gingen, von den Menschen, die hier ganz andere Gesichter haben, als in der Stadt oder gar in der vornehmen Gegend, in der sie sich Vormittag getroffen hätten. Rosl mußte lachen, wie er an das Zusammentreffen erinnerte. Es fielen ihr die guten Vorsätze ein, daß sie eigentlich dem Menschen, der nun ruhig neben ihr herging, gar nicht das Recht dazu hatte geben wollen. Dann verabschiedete sie ihn, wie sie in die Nähe der Wohnung kamen. Und als er ein Rendez-vous verlangte, lachte sie ihn ganz fröhlich aus, denn er wußte ja doch, daß sie Tag für Tag um die gleiche Stunde den nämlichen Spaziergang mache. Aber schließlich versprach sie, um elf Uhr im Volksgarten da zu sein. Dann ging sie weg, sehr belustigt durch dieses erste, wirkliche Abenteuer und sehr stolz, weil sie nämlich überzeugt war, am anderen Tage den eingebildeten Herrn mit zwei hochmütigen Worten

wegschicken und so recht kränken zu können. Der Doktor Lenz aber ging langsam durch die langen Gassen der Vorstadt. Er war über sich verwundert. Es fehlte ihm heute das sichere, stolze Gefühl, das er sonst oft, fast immer gehabt hatte, wenn er wieder eine Bekanntschaft nach langen Mühen gemacht hatte, zu der es ihn trieb. Ja er wußte eigentlich nicht recht, was das Alles denn solle. Morgen wird sie ja sicher nicht kommen. Sie wird auch ihren gewohnten Spaziergang ändern, für ein paar Tage wenigstens. Davon war er ganz überzeugt. Der Doktor Erich Lenz hatte nämlich natürlich sein System der Liebe oder vielmehr der liebenden und geliebten Frauen. Und für ihn gehörte nun das kleine Fräulein Rosl nach dem, was er nun von ihr wußte, in die Gruppe jener Mädchen aus der guten Gesellschaft, die zum ersten Rendez-vous nicht kommen. Vielleicht, daß so ein guterzogenes Fräulein später wieder einmal nach langer Mühe und vielen Bitten für eine viertel Stunde durch zärtliche Worte berauscht, sich mit einem halben Lächeln verspricht und dann wieder weg ist. So dachte es sich der Doktor Lenz mit Rosl. Und da hatte er also die angenehme Aussicht auf allerlei Versteckspiel und tausend Künste, bis er wieder ein Wort mit ihr werde reden können. Dabei sei es doch ganz ausgemacht, daß Alles umsonst sei. Aber die spielerische Natur des Doktor behielt Recht. Man werde ja sehen. Nur nicht vorher Entschlüsse fassen!, war ein Lebensgesetz des Doktors. Und schließlich reizte es ihn, mit dem kleinen, gebildeten, hübschen Fräulein sprechen zu dürfen, ganz frei von aller gesellschaftlichen Convention. So ging er dahin und freute sich,

wie die Sonne über die engen Häuser dahin eilte, bald einem Fenster etwas Glanz gebend und dann wieder in ein Zimmer hineinleuchtend, wo Mädchen bei der Arbeit saßen, bei ihren Nähtischen oder Stickereien.



Am nächsten Morgen trafen die Beiden sich und gingen dann lange und heiter in den Gärten herum. Und am selben Abend gingen sie wieder zusammen durch die Gassen. Täglich sahen sie sich dann. Von allerlei sprachen sie, von dem, was der Tag eben brachte und auch von dem, was heimlich ihre Seelen erfüllte: der Sehnsucht nach Liebe. Von Liebe selbst war zwischen Beiden noch nicht die Rede. Der Dr. Lenz hatte bald erkannt, daß an eine Tändelei von heut' auf morgen diesmal nicht zu denken sei, und allmählich hatte er dann mehr und mehr Freude daran verspürt, mit einem Mädchen zu verkehren, dem er noch nie ein zärtliches Wort gesagt hatte. So kam der Spätsommer. Am Nachmittag waren sie manchmal aufs Land hinausgefahren, aber nicht dorthin, wo die vielen Leute ihre laute Heiterkeit haben, sondern in stillere Winkel, wo zur Schönheit der Natur noch die Einsamkeit tritt. Jetzt waren noch Beide einander nichts als gute Freunde; es reizte sie, unbefangen mit einander sprechen zu können. Es hätte ja auch gut geschehen können, daß sie einander ganz regelrecht vorgestellt worden wären, in einer Gesellschaft, da sie ja, wie sich nun zeigte, manche gemeinsame Bekannte hatten, und da wäre es in ihren Gesprächen wohl bei den conventionellen Reden geblieben. In der That hatte sich der Doktor auch

in das kleine Haus der beiden Frauen einführen lassen, und manchmal saß er an Sonntagnachmittagen mit anderen Herren und Damen dort beim Thee. Die schönen Stunden der Beiden aber waren die verschwiegenen Gänge durch die Stadt, die sie Beide sehr liebten. Rosl hatte es eigentlich sich selbst nicht zugetraut, daß sie auf die Art je mit einem Herrn bekannt werden sollte. Es war auch nur ein Zufall und in aller Naivität geschehen, daß sie sich die Begleitung hatte gefallen lassen. Sie wollte es auch einmal mitmachen. Sie wußte selbst nicht, wie es gekommen war. Manchmal dachte sie mit großem Verwundern an all' das zurück. Erst am Abend jenes Tages war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß sie was ganz Dummes und wohl auch Unschickliches gethan hatte. Und sie wußte jetzt nicht recht, was sie thun sollte. Ihr Wort brechen oder durch ihr Kommen, dem Doktor, der ja gewiß glaubte, es sei von ihr Alles zu erreichen, Hoffnungen zu machen. Darüber dachte sie vor dem Einschlafen ganz ernstlich nach. Als sie aber am hellen Morgen erwachte, da hatte sie gerade einen spöttischen, fast übermütigen Tag und wollte keine ernsten Gedanken fassen. So ging sie denn hin, als ob es ein harmloser Spaß sei. Immer aber hatte sie noch keine Gedanken, was eigentlich werden sollte. Am dritten Tage endlich sah sie sich in der Schlinge gefangen. Denn sie mußte bemerken, daß sie wirklich verliebt sei, keine Kraft mehr hatte, von dem Spaziergang wegzubleiben. Dabei traf es sich noch, daß sie immer ganz selbständig gewesen war, daß sie stets allein ausging und keine Freundin hatte. So konnte sie ungehindert gehen, wohin sie

wollte. Manchmal hatte sie Gewissensbisse oder eigentlich nur Angst vor der Zukunft. Aber sie war doch ein junges Mädchen; so vergaß sie leicht, was sie wollte. Und dann — es geschah ja nichts Unrechtes.



Im August fuhr der Dr. Lenz weg von Wien. Er fuhr in die Berge, und wie er im Eisenbahncoupee saß, da dachte er an sein Leben in den letzten Monaten. Es war doch anders geworden als früher. Aber ob das so bleiben könnte? Dann wunderte er sich über sich selbst, daß er so lange eine platonische Liebe habe. Denn Liebe war es ja doch. Und was wohl daraus werden sollte? Nun, man werde ja sehen. Inzwischen wollten sie sich Briefe schreiben, nicht allzuhäufig, nur dann und wann. Vielleicht jede Woche einmal. Er schrieb ihr zuerst und erzählte da von seiner Reise und sagte dann auch in der gewöhnlichen, lieben Art, daß er sich nach ihr sehne, und dann wurde der Brief etwas herzlicher. Die Antwort war seltsam. Rosl schrieb da von ihrem Leben. Wie sie jetzt viel mehr als früher an ihre Kindheit denken müsse, und von der schrieb sie dann auch. In leichter Art, ohne viel Zwang, schrieb sie nun von ihrer ersten Mädchenzeit, und was der Dr. Lenz noch nicht aus den Gesprächen gewußt hatte, das erfuhr er da im Zusammenhange aus den Briefen, die er im Gebirge jede Woche einmal bekam. Die Briefe waren kurz und erzählten, oft in seltsam abgerissener Form, Manches von einem tief innerlichen, stillen Leben, dessen Kämpfe selten und still gewesen waren. Der Vater war Staatsbeamter

gewesen, und die Mutter hatte ihn gegen den Willen ihrer Eltern genommen. Im Anfang der Ehe hatten sich die beiden Leute einschränken müssen, allein in ihnen wohnte die Hoffnung auf bessere Zeiten. Die waren dann auch gekommen. Der Vater avancierte, und später, als Rosls Großeltern mütterlicherseits starben, und die jungen Leute erbten, da hörte jede Sorge auf, und die Familie begann wieder in den Kreisen zu verkehren, denen die Eltern angehört hatten. Aber es zeigte sich bald, daß die glücklichen Zeiten der Ehe vorbei seien. Vater und Mutter liebten sich nicht mehr, und die Wege, die sie gingen, führten immer weiter auseinander. So war das Leben in der Familie traurig, und die Schatten des stillen Unglückes, das über der Mutter immer lag, ließen auch in dem jungen Mädchen keine Heiterkeit aufkommen. Mit zwölf oder dreizehn Jahren, da hatte sie den Vater viel lieber. Wenn sie den sah, war er fast immer heiter, und sie hatte eigentlich von ihm nie ein unfreundliches Wort gehört. Die Mutter aber war meist ruhig, und dann war sie es auch, die mehr aufs Lernen drang. Rosls Jugend war also nicht gar fröhlich, das Mädchen war fast immer allein, und von der Welt sah sie lange Nichts. Mit den Backfischjahren kam dann ein unbestimmtes Sehnen in das junge Herz, und oft ging sie dann kopfhängerisch herum, gleichsam in Trauer, als hätte sie Etwas verloren. In solchen Tagen wurde dann die Mutter manchmal aufmerksam, und da war es denn einmal gekommen, daß sie das junge Mädchen, das jetzt bald fünfzehn Jahre war, zu sich gerufen hatte, und sie dann ganz anders als sonst immer gefragt hatte, weshalb sie denn so

traurig herumgehe. Da hatte dann Rosl plötzlich zu weinen begonnen und hatte doch nicht zu sagen gewußt, was denn ihr Unglück ausmache. Die Mutter hatte aber gefühlt, daß das Mädchen, ohne es zu wissen, um seine Jugend geweint habe, die es doch nie besessen, und in ihrem Mitleid für die Tochter, der sie doch nicht helfen konnte, hatte sie dann angefangen, sie zu trösten, indem sie erzählte, daß auch ihre Jugend oft traurig gewesen sei. Wie zwei Freundinnen hatten Mutter und Tochter dann zu sprechen begonnen, und an langen Nachmittagen hatte die Mutter von der Liebe ihrer Jugend erzählt, und wie jetzt nur Sorge und Kummer ihr Leben bilden. Dann träumten die beiden Frauen von kommenden Zeiten, und vieles Glück ersehnte die Mutter da für ihre Tochter. Wie gleichalterige Freundinnen wurden sie, da das Leid der Mutter die Tochter, wie sie davon hören mußte, gleichsam an Jahren wachsen, und die junge Sehnsucht Rosls nach dem Leben auch die Mutter jung werden ließ. So war denn Rosl der Mutter immer näher gekommen, und die Liebe zum Vater hatte sich mehr und mehr in Gleichgiltigkeit verwandelt; aber manchmal, wenn das junge Mädchen den Vater so lustig und die Mutter immer bekümmert sah, war es in ihr aufgewallt, und da hatte sie ihn fast als einen Feind betrachtet. Eines Nachmittags, wie sie eben nach Haus kam, war der Vater krank. Es dauerte nicht mehr lange, da begruben sie ihn. Eine rasche Krankheit hatte ihn ohne viel Leiden dahingerafft. Es war so rasch gegangen, daß Rosl gar nicht recht wußte, wie Alles gekommen sei. Nur die Mutter sah sie jetzt noch trauriger als vorher, denn wie der

Tod den Mann abberufen hatte, da war plötzlich etwas wie die alte Liebe über sie gekommen, und die Tochter konnte gar nicht verstehen, wie man so leicht vergessen und verzeihen könne. Nach dem Tode war es dann noch ruhiger geworden. Die beiden Frauen lebten weiter wie sie früher gelebt hatten, und Rosl sah das Leben nur um eine Nuance dunkler, aber sonst ganz so wie alle die jungen Wiener Bürgermädchen. Schließlich hatte sich Rosl daran gewöhnt, auf kein besonderes Schicksal mehr zu warten und einen Tag wie den andern so dahin zu leben in ruhiger Gleichgiltigkeit, so wie die Mutter ja auch schon mit dem Leben abgeschlossen hatte. Bei dieser Art zu leben war sie streng geworden gegen sich selbst und gegen die Anderen. Hart klangen auch manchmal die Briefe, in denen sie dem Freund von ihrem Leben erzählte. Nichts verheimlichte sie da von den oft ungerechten Gedanken, die sie hatte, von dem Haß gegen den todten Vater, und sie sagte das Alles ganz offen heraus. Denn daß ihr Leben ganz klar vor den Augen Aller stehen müsse, das schien sie sich selbst schuldig zu sein. Mehr und mehr merkte der Dr. Lenz aus diesen Briefen, daß er dem Mädchen doch mehr geworden sei, als sie anfangs geglaubt hatten. Aus der flüchtigen Tändelei, aus der legeren Freundschaft, die es anfangs geschienen hatte, war dann doch die Liebe geworden. Das zeigte Beiden die Trennung. So waren denn die letzten Briefe, die der Doktor nach Wien schrieb, immer herzlicher, zärtlicher geworden, und schließlich hatte auch Rosl angefangen zuzugeben, daß sie sich recht sehr nach ihm sehne.



Dann kam der Doktor nach Wien zurück. Einen Tag früher, als er geglaubt hatte. Deshalb hätte ihn Rosl auch erst am nächsten Tag erwarten sollen. Aber er konnte nicht mehr auf den nächsten Tag warten. Da schrieb er ihr eine Karte, daß er früher nach Wien gekommen sei, und sie solle ihn an einem bestimmten Ort erwarten. Und wie er dann in dem einsamen Garten, wo sie sich immer trafen, wartete, da fühlte er erst, daß es denn doch ernster sei, als er geglaubt hatte. Und was sollte draus werden? Die Frage kam immer wieder. Mit platonischer Freundschaft werde es jetzt nicht mehr gehen, das fühlt er am besten, und heiraten wollte er doch das Mädel nicht. Sich jetzt binden? Er konnte überhaupt an keine Ehe denken. Er war ja unbeständig. Er wollte seine Freiheit. Er liebte Rosl, aber zur Frau wollte er sie nicht haben. Daß das ganz einfach sein Egoismus war und vielleicht sogar schlecht gegen das Mädel und nicht einmal gar gescheit, das wußte er selbst. Aber er wollte sich einmal nicht zwingen lassen. Es ging einfach nicht. Und jetzt eine Liebschaft beginnen mit ihr, um morgen sie sitzen zu lassen, dazu war sie doch zu gut. Er wurde ganz ärgerlich bei diesen Gedanken. Es war spät geworden, und Rosl mußte gleich kommen. Im Garten waren nicht mehr viel Leute, und plötzlich war sie schon da und kam gerade aus auf ihn zu, und dann mit einem Male, wie sie sich eben ganz freundschaftlich die Hände hatten reichen wollen, da zwang es sie zu einander, ganz wild umarmten und küßten sie sich. Dann saßen sie bei einander auf einer Bank, und da war es das erste Mal gewesen, daß sie von ihrer Liebe miteinander sprachen. Doch schon nach den

ersten, ungestümen Liebesworten war die Qual der Reflexion über Beide gekommen. Der Doktor hatte plötzlich den Gedanken, heute müsse ein Ende gemacht werden, entweder so oder so. Und dann hatte er dem erschrockenen Mädchen, wie es manchmal seine Art war, ganz brüsk gesagt, so gehe es nicht mehr. Und wie sie ihn ganz verwundert darauf angesehen hatte, begann er ohne alle Rücksicht ihr zu zu sagen, was er sich in den vier Wochen gedacht habe. Daß sie sich lieb hätten, wüßte Eins vom Andern ganz gut. Und dann wurde er ganz brutal und sagte ihr, man müsse doch der Natur ihr Recht lassen, und daß er sie liebe und mit andern Frauen verkehre, das sei einfach gemein, und dann begann er, schon ruhiger, ihr vorzustellen, was sie denn von dem Leben hätte, und er sagte ihr dann alle jene leichten, glitzernden Worte von der Theorie eines heiteren Lebensgenusses ohne viel Sorgen für den kommenden Tag. Und das seien ja doch Alles Lügen, von stumpfsinnigen Menschen erfunden, daß man sich nicht dem hingeben dürfe, an dem man doch mit allen seinen Fasern hänge. Sie würden doch Beide so glücklich mit einander sein, und es sei ja der einzige Ausweg, denn seine Frau könne sie nun einmal nicht werden; warum das so sei, sagte er ihr nicht. Aber Rosl schien den Widerspruch in seinen Worten und den Sophismus auch nicht zu bemerken, denn auch ihr war der Gedanke, den Mann zu heiraten, den sie auf der Gasse kennen gelernt hatte, ganz absurd erschienen. Das Alles sagte ihr der Doktor an jenem Tage, da sie sich wiedersahen. Rosl hatte ihm ruhig zugehört und Nichts gesagt. Es war dunkel geworden, die Beiden saßen ganz stumm

bei einander, und der Doktor wartete jetzt auf ein entscheidendes Wort. Dann plötzlich schlugen die Kirchenglocken, und Rosl mußte gehen. Sie sagte Nichts mehr. Ganz still gab sie ihm die Hand zum Abschied; nur daß sie ihm schreiben wolle, sagte sie ganz leise.



Rosl war nach Haus gekommen und hatte sich allein in ihr Zimmer setzen wollen, um zu überdenken, was der ungestüme Abend gebracht hatte. Der Doktor hatte ja recht. Einmal müsse man sich ja entscheiden. So ginge das eben nicht weiter, das sah sie ja auch ein. Wie Rosl aber nun zur Mutter hineinging, da war die nicht allein. Ein Gast war da, für Rosl mehr als für die Mutter. Es war ein Arzt, der Freund des Hauses. Sein Benehmen, sowie seine Reden zeigten schon lange, daß er sich um Rosl bewerbe. Die hatte seinem Thun wie durch matte Gläser zugesehen, als ginge sie Das gar nichts an und hatte ihn weder ermuntert noch zurückgewiesen. Wie sie jetzt ins Zimmer kam, saß die Mutter mit ihm still und feierlich in einer Ecke, und da kam Rosl der Gedanke, er müsse wohl ihre Hand verlangt haben. So war es auch gewesen. Die Mutter hatte gesagt, sie könne keine Antwort geben, denn das Mädel solle über sich allein verfügen. Jetzt, wie sie da war, ging die Mutter dann hinaus und ließ die Beiden allein. Nun fing der Bewerber an, seine Bitte nochmals vorzutragen, er sagte die alltäglichen Worte solcher Gelegenheiten, daß er sie lieben und schätzen wolle und Alles thun, damit sie

glücklich werde. Der Mutter wäre es gewiß ein großes Glück, und so bitte er sie recht herzlich, seine Frau zu werden. Das Alles sagte er ganz ruhig, wie etwas, das man bis aufs Letzte überdacht hat, und Rosl hörte ihn an, zuerst ganz entschlossen, Nein zu sagen, dann aber betrachtete sie den Freier, und allmählich fing sie an über den Antrag nachzudenken. Das mit dem Doktor könne ja so Nichts werden, und der Mutter wäre es gewiß sehr recht, wenn sie die Bewerbung jetzt annähme, und während sie nun die Worte anhörte, die ihr künftiges Glück ihr vorstellen sollten, schien sie bald mit sich einig. Sie wollte den Antrag annehmen. Im letzten Augenblick kam ihr dann ein Gedanke. Sie wollte ehrlich sein. Ganz ruhig und offen wollte sie jetzt, gleich bevor sie Ja oder Nein sagte, ihre Liebe zum Doktor Lenz eingestehen. Daß sie ihm aber noch Nichts gewährt habe, wollte sie sagen, und daß sie auch ihre Liebe wohl bald werde überwunden haben. So lange müsse der Freier warten. Dann wolle sie seine Frau werden. So begann sie auch zu thun. Sie fing an zu sprechen, ganz leidenschaftslos mit der Absicht, wenn sie mit der Beichte fertig sei, zu sagen: „Und wenn Sie mich noch wollen, so werde ich Ihr Weib." Dann aber wie sie den Mann da sitzen sah mit verwunderten Augen, da übermannte es sie plötzlich, und sie gab ihre Ruhe auf; gleichsam im Jubel, daß sie so lieben könne und auch ebenso geliebt werde, wurden ihre Worte immer lauter und tönender und ohne daß sie von ihrem besonderen Schicksale etwas erwähnte, sagte sie fast ohne zu wissen, was sie thue: „Nein, sie wolle nur geliebt sein, die Ehe verlange sie gar nicht." Wie sie die

Worte gesagt hatte, da sah sie der Werber ganz seltsam an, denn die Antwort schien ihm ganz absurd und noch dazu von diesem stillen Mädchen, und auch Rosl verwunderte sich über sich selbst. Dann stand er ganz leise auf und ging weg. Rosl saß noch lange da und dachte nach. Dann kam die Mutter zu ihr und streichelte ihr ganz sanft die Haare. Und wie Rosl da erzählen wollte, was geschehen sei, da ließ sie sie schweigen, sie wollte Nichts wissen, nur das fühlte sie, daß auch über die Tochter jetzt eine jener Stunden gekommen sei, wo man in seinen schwachen Händen sein Schicksal hält, sein Glück oder sein Unglück, und dann wählt man .... Rosl saß lange da. Aber immer heftiger erneuerte sich der Gedanke, daß sie ihre Liebe nicht zu überwinden brauche. Die Werbung hatte den Ausschlag gegeben. Nun gab es für sie kein Unrecht mehr. Sie wollte einfach ihr Leben. Vor den Gedanken fürchtete sie sich selbst, denn sie wußte, daß das, was sie thue, ihr Unglück sein könne und Kummer und Sorgen für die Mutter. Aber sie verschloß sich jetzt allen Gründen. Ganz ungestüm wollte sie ein Ende machen. Nur das: Ein Ende.



Der Doktor Lenz hatte es sich selbst nicht glauben wollen, als er nun das Mädchen in seinen Armen hielt. So lange hatte er sich nach ihrem Besitze still gesehnt und es sich selbst nicht eingestehen wollen, daß er nun an sein Glück nicht glauben wollte. Und dann: halb mit Schrecken und halb mit einer ganz unsinnigen Freude fühlte er nun, daß er

für Rosl der Erste war, ganz der Erste. Niemand vor ihm hatte also dieses junge Geschöpf lieb gehabt, so wie er jetzt, Niemand hatte ihm bisher schwüle Worte der Liebe in die Ohren geflüstert, und Niemand hatte diesen jungfräulichen Körper bisher sein eigen genannt. Noch wollte er sich selbst nicht trauen. Immer wieder suchte er nach einer versteckten Falte ihres Herzens, nach einem Geheimnis, das sie ihm etwa verborgen hätte, nach einer Liebe, die sie denn doch schon früher versteckt in ihrer Seele getragen hätte. Und dann suchte er wieder, mit hastenden Augen ihre Blicke zu haschen, immer von neuem begierig, auch ihre Gefühle zu erkennen. Doch die waren einfach. Ein unendliches Glück sprach aus den halbleuchtenden Augen, und jeder Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, gab ihr nur neues Glück und neue Sehnsucht nach weiteren Freuden. So tranken sie an diesem Abend unendliche Freuden. Wie sie gerungen hatten um ihren Besitz, so wollten sie sich jetzt nicht mehr aus den Armen lassen. Der Doktor hörte auf zu reflectieren, seine Sinne hatten kein Verlangen mehr, und alle Rätsel der Welt schienen ihm erschlossen in diesen ersten Augenblicken seiner jungen Liebe. Und dann, wie er aus dem ersten Taumel heraus war, da hörte er nicht mehr auf, sich zu wundern. Er wußte sich selbst nicht mehr zu erkennen. So hatte denn doch das Leben ihm noch eine große Sensation geben können und gerade die, von der er am wenigsten Etwas erhoffte. Denn daß ein kleines, unschuldiges Mädchen ihm jetzt erst diese Wonnen werde erschließen können, daran hätte er niemals glauben wollen. Zuerst dachte er, es sei nur Betäubung, aber

dann blieb sein Glücksgefühl, und die Pein, die ihn durch Jahre hindurch gehetzt hatte, daß er immer nach Neuem hatte verlangen müssen ohne Rast und ohne Ruhe, die hörte nun auf. So sollte es bleiben. Das waren Augenblicke, deren Ewigkeit erwünscht war. Und nun verstand er auch, wie die Leute so am Leben hängen könnten, und jetzt wurde er sich bewußt, daß auch er den Tod fürchte. Mit dem Gedanken, daß er vielleicht einmal jung werde sterben müssen, hatte er sonst gerne gespielt, aber nun wollte er nicht mehr daran erinnert sein, daß das Alles ein Ende haben könnte. Er wollte sein Leben, er fühlte seine Jugend, und wie mit neuen Augen erschaute er also die Welt. Oft gingen sie jetzt zusammen durch die frühherbstlichen Gärten. Und wo die Natur sich zum Sterben bereitete, da sahen sie nur den schönen Herbst, nur die Schönheit dessen erkannten sie, was ist, und niemals kam ihnen der mahnende Gedanke, daß Alles dies bald nur gewesen sein könnte. Stumm gingen sie oft mit einander, ohne auch nur flüchtige Worte zu wechseln. Nur manchmal sahen sie sich in die Augen, und dann träumten sie weiter Jeder von seinem Glück und von der Schönheit, welche ihnen ihre Liebe bot. Auch in Rosl's junger Brust war es heller Frühling geworden; all' die düstere Trauer, deren Schatten noch aus ihrer Kindheit sich hinter ihr herzogen, durfte sie nun mit einem Male vergessen, denn sie sah jetzt nichts mehr als eitel Glück. Vor dem Augenblicke, da sie nicht mehr ein Mädchen sein werde, hatte ihr gebangt. Immer näher hatte sie diese Stunde kommen gefühlt, und dann hatte sie sie immer weiter hinausgeschoben.

Wie sie aber den Entschluß gefaßt hatte, da wollte sie offen vom Schicksal ihr Glück fordern. Nicht heimlich und versteckt wollte sie um verstohlene Stunden der Liebe betteln müssen; ganz offen und königlich, wie sie sich dem Doktor gegeben hatte, so wollte sie auch in vollen Zügen auskosten, was das Leben an Schönheit und an Freude ihr zu geben imstande war. Und während der Doktor halb träumend sein Glück als ein unverhofftes Geschenk hinnahm, da sah sie mit offenen Augen; sie wußte, daß ihr jetzt eben Stunden der Liebe und der Seligkeit gegönnt seien, und daß dann wieder andere Stimmungen einziehen würden, und da wollte sie freudig hinnehmen, was ihr jetzt beschieden sei, und der Gedanke an die Vergänglichkeit, der sie sich ausgeliefert wußte, quälte sie nicht. Der Herbst hatte es gut mit ihnen gemeint. Die Tage waren lang, die Abende schön. So gingen sie viel hinaus aus der Stadt, und die beiden Stadtkinder, deren Jugend zwischen engen Wänden eingeschlossen war, durften jetzt täglich neue Schönheiten entdecken. Wie Kinder freuten sie sich, über die Wiesen gehen zu können und die Blumen, wie sie die wilde Natur wachsen läßt, zu betrachten und zu lieben. Die waren ihnen ja noch neu, da sie nur die verunstalteten Kunstgeschöpfe des Blumenhandels kannten. Von der Sonne ließen sie sich ins Gesicht leuchten, und wenn sie müde waren, legten sie sich nebeneinander nieder und sprachen von ihrer Jugend. Immer Neues wußten sie sich da zu sagen, und von dem ganz Persönlichen ausgehend, kamen sie dann in ihren Gesprächen auf vieles Andere, und sie freuten sich durch die rosigen Gläser ihres Glückes jedem Dinge

Schönheit zu geben. Am Abend giengen sie auch durch den Wald, und da suchten sie die Stimmen der Märchen zu erlauschen, und allen Hochmut des modernen Menschen vergaß der Doctor da, wie er in stiller Freude mit der Geliebten durch die Natur ging. Solches war ihre Liebe, und es mochte scheinen, als endete die nicht. Sie waren nicht mehr so ungestüm, wie in den ersten Tagen ihrer Leidenschaft, aber die Stärke ihrer Empfindungen war nur gestiegen. Besonders Rosl wurde immer schöner in ihrem Glück. Die Menschen, die sie auf der Straße sahen, die müssen sie wohl angestarrt haben voll Verwunderung, welche unerhörten Lüste das Herz dieses Mädchens bewegen. So leuchteten ihre Augen. Und wenn sie zu Hause bei der Mutter saß, da gab sie der verkümmerten Frau noch einen letzten Schimmer von Glück, und die Ruhe dieses alten Hauses gewann etwas Feierliches durch den Jubel der Liebe, in der das Mädchen lebte. Oft gingen die Beiden noch glücklich durch einsame Straßen, gleiche Stimmung in ihrer Brust tragend. Und doch merkten Beide bald, wie verschieden sie das Leben ansahen. Die Rosl verstand das Leben anders. Gerade vor sich wollte sie ihre Schritte setzen. An die Macht ihres eigenen Wollens glaubte sie noch. Und daß der Mensch seine Entschlüsse nach moralischer Art fassen müsse und offen und ehrlich um das Recht seines Lebens kämpfen. Wenn sie so manchmal von solchen Dingen sprachen, da geschah es, daß Rosl ganz traurig wurde und den Doktor allen Ernstes schlecht hieß. Denn Der wollte nichts wissen von Pflichten. Fast ein Fatalist war er, mit diesem Glauben: „Hin und her stößt Einen das Leben, daß

unser Wollen ganz zwecklos bleibt. So müssen wir uns tragen lassen." Aber auf das Schicksal hoffte er noch, daß es ihn in seine Arme nehmen werde und ihn Großes werde mitmachen lassen, mächtige Empfindungen im Guten oder Schlechten; nur die Ruhe wollte er nicht immer um sich haben. Das konnte die Rosl nicht begreifen. Sie waren doch glücklich. Was er nur wolle. Dann aber kam ihr die Meinung, daß der Doktor denn doch eine andere Sehnsucht noch habe. Der Wille zum Leben, zum großen, kräftigen Mann sei in ihm erwacht, pflegte er manchmal zu sagen. Und doch faßte er keinen Entschluß. Er wollte nicht selbst eingreifen in den Gang der Dinge. Auf das Schicksal wartete er eben. Wenn aber nach solchem Gespräche die Rosl allein nach Hause ging, da wurde sie traurig. Denn gerade vor dem Schicksal fürchtete sie sich.



In einer Nacht, da der Doktor gerade für einige Tage von Wien hatte wegfahren müssen, wachte Rosl mit großer Angst auf. Sie hatte nicht geträumt, und es schmerzte sie auch Nichts, auch war sie den vorangegangenen Tag über heiter gewesen, erfüllt von etwas Sehnsucht nach dem Geliebten, der nicht in derselben Stadt war, aber doch sicher, daß er an sie denke, und daß sie bald wieder ihren Kopf an seine Brust werde legen können und mit ihm klare, liebevolle Blicke tauschen. Wie sie aber aufwachte, da zitterte sie am ganzen Leibe, durchschauert von bösen Ahnungen. Und in ihrem Gehirne drängte sich ein Wust von allerlei fürchter-

lichen Vorstellungen. Eine drängte die Andere, und bei Keiner kam es zu irgend welcher Klarheit, so daß sie hätte sagen können: Dies drückt mich, oder Jenes fürchte ich. So schlich an ihr die Nacht vorbei, und gleichsam im Fieber lag sie zitternd da und sah dem Morgen zu, der langsam und schwerfällig herankam. Den ganzen Tag gieng Rosl dann müde und mit leerem Kopfe von Zimmer zu Zimmer. Manchmal saß sie auch eine halbe Stunde, wie erstorben in einem Fauteuil, bis dann ein Schauer durch ihre Glieder lief und sie aufschreckte. Oft fragte an jenem Vormittag die Mutter ihre Tochter, was ihr fehle. Rosl aber wußte keine Antwort. Dann wiederum plötzlich ganz so wie die unbestimmte Angst über sie gekommen war, gewann ihre Furcht eine bestimmte Gestalt. Sie saß gerade bei dem stillen Mittag zu zweien mit ihrer Mutter, da kam ihr das klare Bild dessen, was sie beängstigte. Sie glaubte sich Mutter zu fühlen. Und nun rollten ihre Gedanken und die Schreckbilder weiter. Zuerst war es nur eine unaufhaltsame, unbestimmte Fernsicht in ein großes Unglück, das sich ihr zeigte. Aber dann von halber Stunde zu halber Stunde löste sich die Unbestimmtheit, und alles Einzelne wurde ihr zu neuer Pein klar: Der Schrecken der Mutter, ihre Zukunft, das Kind selbst und schließlich, was denn Erich sagen und thun würde. Man konnte nicht sagen, daß es Reue war, was Rosl in diesen Tagen, die jetzt kamen, erfüllte. Es ist mir ein Unglück geschehen, dachte sie, Nichts als Das. Das Schicksal hat es gewollt. Rosl konnte nicht einmal traurig sein, denn in ihrer Seele herrschte noch nicht jene Ruhe, die Trauer zuläßt. Noch war ja Nichts

sicher. Noch konnte man ja, wenn es wirklich so war, wie Rosl fürchten zu müssen glaubte, nicht wissen, was die Zukunft bringen werde. Vielleicht wird Erich sie jetzt heiraten; dieser Gedanke aber kam dem Mädchen nicht in Gestalt einer Hoffnung. Sie erwartete auch Nichts von Erich. Denn er hatte ihr ja Alles ganz klar herausgesagt, damals, vorher... und er hatte sie ja doch eben so lieb wie sie ihn. Sie hatte ihm ja Nichts geopfert. Er hat sie ja nicht getäuscht. Es war eben Niemand Schuld an dem Unglück, das sie eingetroffen glaubte. Als Rosl am dritten Nachmittage, den sie in Trauer und Furcht verbrachte, den Doktor sah, da brauchte es nicht viele Worte, um ihm die Botschaft zu sagen. Allein er hatte vorerst nur Scherze und Trost, sie bilde sich Alles nur ein. Es könne gar nicht sein. Erst in den nächsten Tagen, da Rosl immer ängstlicher und immer bestimmter wurde, und es schließlich wirklich so schien, als wäre die Furcht begründet, da wurde auch er ernst und bekümmert. Allerlei schlechte und leichtsinnige Gedanken kamen ihm zuerst. Doch da er die bald verjagt hatte, blieb ihm ja nur die Frage, ob er Rosl heiraten solle. Das machte ihm nun viele Sorgen. Vielleicht daß er es nach zwei Monaten, oder schon nach zwei Wochen, wenn kein äußerer Zwang da gewesen wäre, als sein Glück angesehen hätte. Denn es waren ihm schon Augenblicke gekommen, wo ihm das Gut der Freiheit, die er stets so pries, klein erschien neben dem Bilde einer jungen und ruhigen Ehe. Aber der Zwang würde ihn sicherlich unglücklich machen. Er wußte ja, daß man so gut wie Alles, wenn auch unbewußt, gezwungen durch allerlei Verhältnisse thue. Er war ja ohne

den Glauben an die freie Selbstbestimmung. Aber er wollte doch die Illusion haben, daß er thue, wie es ihm gut scheine. Deshalb fürchtete er, unglücklich zu sein und auch Rosl unglücklich zu machen, wenn er sie heiratete. Allein er war und fühlte sich als ein streng anständiger Mensch, und deshalb beschloß er, Rosl in der That zu heiraten, wenn — und das müßte sich ja zeigen — es klar war, daß ihre Furcht Recht hatte. So war es nicht Liebe, die ihn zu diesem Entschlusse brachte, sondern etwas ganz Aeußerliches, fast nur die eitle Sucht, sich als korrekter Mensch zu fühlen. Niemals fragte Rosl ihn in diesen Tagen nach seinen Plänen. Er sagte auch Nichts. Sie warteten Beide. Sie hatten Beide das Bewußtsein, daß die nächste Stunde ihr Leben umstoßen könne, daß sie jetzt einfach nicht mehr die Freiheit hatten zu handeln, wie es ihr Wille war. Nach zwei Wochen voll Angst, die in Rosl keinen Entschluß gezeitigt hatten, während der Doktor noch die Gewißheit abwartete, um dann um Rosl zu werben, — in Tagen, da Beide schon die Hoffnung eingebüßt hatten, daß die Furcht grundlos gewesen sei, da zeigte sich plötzlich, daß ihnen das Glück wohl gewollt hatte.



Diese große und so gemeinsame Angst, daß die Natur Recht behalten werde, war jetzt vorbei. Und es konnte Beiden scheinen, einen Tag oder eine Woche lang, daß jetzt wieder die stillen Zeiten neuer, furchtloser Liebe kommen würden. Der Doktor und sein Mädchen, Beide träumten in diesen Tagen von einem Wiederkommen des früheren Glückes,

das ihnen ja jetzt wieder beschieden sein mußte, da sie doch wieder in traumhaften, unwirklichen Phantasiegebilden sich verlieren durften und wiederum also den Glauben haben konnten, sie seien allein da, die große Welt habe sie vergessen. Denn dieses war ihr Luftschloß, das sie oftmals erbauten, Jeder für sich allein, oder auch wenn sie zusammen durch die einsamen Straßen und Gassen einer winkeligen Vorstadt gingen. Mitten in der großen Stadt wollten sie, ein Jeder in seinem Kreis von Bekannten und Freunden, leben, Niemand sollte wissen, daß sie sich überhaupt kennen, und nur wenige Stunden des Tages sollten sie gemeinsam verbringen. Dieses unmögliche Leben dachten sie sich herrlich. So glaubten sie ihre Liebe ewig erhalten zu können, denn es war merkwürdig, wie wohl Beide wußten, daß ihr Glück beendet sein müßte, wenn das rauhe, wirkliche Leben in ständigen Kontakt treten würde mit ihrem Liebesverhältnis. Bisher hatten sie für Stunden wenigstens immer noch die Vernunft, den nachspürenden Intellekt von ihrer Liebe fernzuhalten gewußt. Es hatte erst die Angst, daß Rosl Mutter würde, dazukommen müssen, um Beiden das Gefühl beizubringen, daß sie denn doch mitten drin in der Wirklichkeit stünden, daß das Schicksal sie in seiner Gewalt habe, unerbittlich, streng. Und gerade weil es ihnen gelungen war, die kurze, glückliche Frist in einem fast traumhaften Zustande zu verbringen, in der Illusion, sich vom Leben mit eigenem Willen und Gewalt fernhalten zu können, gerade deshalb werde das Schicksal sich rächen. Das waren die Gedanken der beiden jungen Leute, die ihnen bald kamen, nachdem sie einmal die Illusion verloren hatten,

daß sie ihr Glück sich allein schaffen könnten. Sie kannten jetzt die Macht des Schicksals. Beide hatte es belehrt. Eine Mahnung war ihnen zugekommen. Noch war es nicht das Unglück, die Zerstörung aller ihrer Wünsche gewesen. Noch schien Alles wieder gut, wieder in glücklichen Geleisen. Aber über den Seelen der Beiden lagen Schauer, eine Vorahnung baldiger Trennung. Während aber solche Angst die Nächte des Doktors und Rosl's erfüllte, verlebten sie noch gute, herzliche, liebreiche Stunden. Oft kamen ihnen noch Abende, wo sie zum Himmel blickten, auf dem die blassen Wolken standen, und die Beiden schritten, in einem ländlichen Dorfe, in das sie die Stadtbahn gebracht hatte, eng bei einander über den Weg, ganz in Liebe getaucht. Und es kamen auch noch Nachmittage, wo sie bei einander saßen und ihre Geberden sprechen ließen, sich liebkosten und ihres Glückes freuten.



Dann geschah es eines Morgens dem Doktor, wie es ihm auch vordem bei mancher Liebelei geschehen war. Nur daß es damals nach Wochen eintraf, — daß nämlich seine Liebe aus war — was jetzt nach Monaten geschah, und daß früher es keinen Kampf gab, und er jetzt oft in seinem Zimmer oder im Bureau saß mit großen Schmerzen. Oft peinigte ihn die Erkenntnis, die er jetzt hatte, so sehr, daß er aufstehen mußte und durch die Straßen rennen, weil es in seinem Kopfe nur einen Gedanken gab: wie kann das sein, daß ich ein Mädchen jetzt nicht mehr liebe, wo sie mir doch

vor Wochen noch das Teuerste war? Es war Nichts geschehen zwischen Beiden. Der Doktor konnte sich an kein Wort erinnern, das unrein an Rosl gewesen wäre und ihn gestört hätte, und er hatte auch kein Gefühl, keine Eigenschaft an ihr entdeckt, die ihm früher verborgen gewesen wäre und jetzt seine Liebe geendet hätte. Gar Nichts war geschehen, als daß er jetzt klar wußte: Seine Liebe war entschwunden. Er zählte nicht mehr die Stunden des Tages bis zum Wiedersehen, er fühlte seine Schritte immer langsamer werden, wenn er hinging, um Rosl zu erwarten. Aber er glaubte, das sei nur für einige Tage so eine Laune, eine Verwirrung, ein neues Unglück, das ihm seine Nerven anthäten. Das war nun auch eine Täuschung. Es vergingen zwei Wochen, und es wurde in ihm immer ärger. Nicht daß er, wie Das ja wohl geschehen mag, plötzlich ganz andere Augen für seine Geliebte bekommen hätte, daß ihm das widerwärtig und zum Hasse reizend erschienen wäre, was ihm vorher Liebe brachte. Nein, er war ganz leer, einfach ohne Gefühl für sie, gleichgültig. Und Das konnte so nicht bleiben. Der Doktor liebte sich zu sehr, und es war auch vorher sein Gefühl für Rosl zu stark gewesen, und die Erinnerung daran noch zu lebendig, als daß er jetzt ohne Liebe neben und mit ihr weiter vegetieren sollte. Auch hatte es das Mädchen mit den wachsamen Nerven, die die Angst um das Glück giebt, ihm bald angemerkt. Allein auf die fragenden Blicke hatte der Doktor niemals geantwortet, so lange er sich noch prüfte. An einem Nachmittage aber, als er dann sicher war, und es keine Möglichkeit mehr gab, sich der Wahrheit zu entziehen, sagte

er Rosl Alles. Sie hatte es aus seinen halben Worten und der Verzweiflung seiner Augen bald gemerkt. Doch konnte sie lange nicht zur klaren Erkenntnis dessen kommen, was sie betroffen hatte. So saß sie noch lange in dem Zimmer, das ihre Liebe gesehen hatte. Unbeweglich saß sie da, und Keiner konnte ein Wort sagen. Nach einer langen Weile stand sie auf, gab dem Herrn Doktor Erich Lenz die Hand und ging still nach Hause.



Es kamen nun Wochen, deren Inhalt für die beiden jungen Menschen nur das Bestreben zu vergessen war. Sie wollten das halbe Jahr ihres Glückes aus ihrer Erinnerung streichen. Das gelang nun dem Doktor bald, ja es waren noch keine acht Wochen vergangen, da konnte er mit ruhigen, angenehmen Gefühlen an das Erlebte zurückdenken. Er hatte dann nur mehr den Gedanken, es sei ja eigentlich Niemand ein Leid geschehen, und daß er ja dem kleinen Mädchen ein halbes Jahr sehr großen Glückes geschenkt habe. So stellte sich ihm das Verhältnis in gutem, freundlichem Lichte dar, und er wußte nur nicht, ob er hoffen solle, daß auch Rosl an ihn nicht denken möge, damit auch sie nicht verzweifelt und traurig sei, und so bald Alles nur ein glückliches Bild zeige, oder ob es seinem Selbstgefühle besser erscheine, wenn man sich um ihn gräme. Dieser Zweifel war Alles, was in ihm übrig geblieben war von der großen Liebe, die er ja doch einige Monate wirklich gefühlt hatte mit allem Glück, das darin war und allen Schmerzen. Auch ernster war er ja ge-

worden, klarer über Manches. Er hatte jedoch, und das hatte diese Liebe mit ihrer Peripetie gemacht, erkannt, daß er selbst mitten drin stand im Leben, und daß er nicht flüchten könne von hier, sich nicht abseits halten, um keinen Preis als um den des eigenen Lebens. Diese Erkenntnis hatte ihm früher fast ganz gefehlt. Erst das, was mit ihm und Rosl geschehen war, hatte ihm Klarheit gebracht. Und gerade, weil Rosl so ganz anders gewesen war, sicher ihrer selbst, mit festen Schritten dahingehend, ein Gegenwartsleben führend und die Zukunft fast verachtend, war er selbst in seiner Weltanschauung sicherer geworden; was jedoch früher nur objektiv, philosophisch und Gedankenprodukt gewesen war, das hatte jetzt einen ganz persönlichen Sinn, da er sein Erlebnis des letzten Jahres als eine Fügung des Schicksals ansah, dem er früher gerade auf sein eigenes Leben keine Gewalt hatte einräumen wollen.



Während der Tage und Nächte, die der Trennung folgten, hätte Rosl gerne die Gedanken gebannt. Oft hielt sie sich vor, daß sie unnütz trauere, daß ja in den letzten Wochen Nichts geschehen sei, was ihre Zukunft angreife, daß ja auch zum Glücke Niemand etwas von alle dem wisse, daß der Traum eben zu Ende sei, das Glück zu Ende gelebt. Es fiel ihr ein, daß ja in der That in den letzten drei Tagen Nichts sich ereignet habe, als das Eine, daß er sie nicht mehr liebe, und sie sehnte sich noch heiß nach ihm. Es war kein gekränkter Stolz in ihr, auch kein Zorn. Was konnte er denn dafür, daß seine Liebe so schwach war? Er hatte es ihr ja sagen müssen. Nur

ein Unglück war es, ein grundloses Leid, das Schuldlose ergriffen hatte. Nach den ersten Tagen fand Rosl auch Thränen, und sie wurde ganz weich, wie sie in ihrem Zimmer saß. Die Mutter merkte wohl, daß ein Unglück über ihr Kind gekommen sei. Aber die weise Frau, die selbst viel Leid gehabt hatte, fragte nicht viel, was denn geschehen sei, und sie war jetzt nur viel zarter und inniger. Es kamen nun auch wieder Tage, wo die beiden Frauen still im Erker bei einander saßen, und es verstrichen Stunden oder der halbe Nachmittag, ohne daß Worte zwischen Beiden hin- und hergingen. Nur manchmal strich die alte, liebe Frau ihrem Mädchen die Haare aus der Stirne, und dann füllten sich die Augen Beider mit Thränen und ihre Herzen mit Traurigkeit. Solches war der Anteil, den die Mutter an dem Leide der Tochter nahm, das sie ahnte, solches der Trost, der Rosl heilte. Es war ja der beste, den sie haben konnte, denn er kam von einer edlen Frau, die auch viel gelitten hatte in ihrer Jugend. So konnte es kommen, daß nach Monaten und Monaten Alles wie einstens war in dem Hause von Mutter und Tochter, und manchmal nur schreckte die Erinnerung Rosl aus der Ruhe der Nacht.



Es kam nun auch eine kurze Zeit in Rosls Leben, wo sie die Geselligkeit liebte und jene Kreise aufsuchte, die ihr, dem Mädchen aus dem besseren Bürgerhause, offen standen, und die sie sonst nicht allzu gerne besucht hatte. Dieses ist die Epoche, aus der viele Leute das junge und

schöne Mädchen kannten, und man hat damals oft von ihr gesprochen, die sonst von der Welt vergessen schien in dem Vorstadthause, in dem Mutter und Tochter so lange schon einsam gelebt hatten. Man wunderte sich unter den Herren und auch Mädchen bald, daß Rosl gar keine jener schließlich doch so harmlosen Excentritäten im Handeln oder doch Denken und Fühlen zeige, die in dieser Zeit bei uns in Wien unter den jungen Fräulein beliebt und fesch waren. Sie selbst war zufrieden, oft auf sich selbst vergessen zu können, und es freute sie, manchmal mit einem klugen Menschen Worte wechseln zu dürfen, die dann oft tief und gegen ihren eigenen Wunsch von allzu persönlicher Bedeutung wurden. Sonst aber erschien sie den meisten Menschen alltäglich, und es konnte also in der That geschehen, daß die Leute nicht recht wußten, was mit ihr anzufangen, da die Einen niemals etwas Bedeutendes oder Absonderliches von ihr hörten, und die Anderen in seltenen Stunden des Gespräches mit ihr den Eindruck einer reichen Seele und eines starken Innenlebens davontrugen, eben das richtige Gefühl, daß es für dieses Mädchen wirkliche Kämpfe der Empfindungen gebe oder doch gegeben habe. Diesem geselligen Leben verdankte Rosl auch eine gute Freundschaft mit einem Jüngling, der, wie sie, die große Sehnsucht hatte nach einer Welt der reinen Gefühle und Absichten, wo man seiner Seele Einfachheit und Wahrhaftigkeit verstatten könnte, so daß die Leute einfach gut seien oder schlecht, es mit einem edel meinten wie mit einem geliebten Bruder, oder ihn verderben wollten, wo es nur anginge, kurz nach einem Ideal der Wahrheit und so der Simplicität. Und es konnte

in der That gut zu dem Gemütszustande des jungen Mädchens passen, diese Sehnsucht zu teilen und oft solche Idealbilder zu diskutieren, da sie ja ebenfalls aus ihrem Leben die Lehre gezogen hatte, an der persönlichen Gewalt des einzelnen Menschen zu zweifeln, da so viel Aeußerliches und Nebenbei die menschlichen Absichten stört und vereitelt. So konnte es ihr gut gefallen, eine Sehnsucht zu hegen wie die des Freundes nach einer klareren Welt, in der starke, von einer Eigenschaft beherrschte Menschen auf einander einwirken, Jeder der Träger nur einer Absicht, einer Idee. Das Leben wäre dann ein Kampf der Ideen, und es lag auch Etwas von der platonischen Ideenlehre in dem Glauben des Jünglings. Das Zweite jedoch, was Rosl band und fesselte, das war die Liebe zur Musik, die in ihr auftauchte. Sie hatte als Kind wenig Musik gehört, und erst nachdem ihr Liebesglück zu Ende war, hatte sie entdeckt, wieviel Seligkeit in dieser Kunst liegt. In jenen Tagen erst, wo der Inhalt ihrer Mädchenseele arm war an erfreulichen Gefühlen, hatte sie sich der Gewalt der Musik hingegeben und hatte gelernt, die Töne, die ihr Ohr empfing, mit der Seele aufzunehmen und den Anregungen zu folgen, die ein einfaches Lied giebt oder die Musik einer Oper. Aengstlich wachte Rosl über die Schätze, die sie in der Freundschaft und der Musikfreude gefunden hatte, stetig bemüht, sich diese Lust zu erhalten und so ihr Leben vor Leere zu schützen. Und das Leben in der Welt von Geist und Kunst, wie es ihr jetzt in dem bescheidenen Ausschnitt zu Gebote stand, brachte es mit sich, daß sie auf viele Aeußerlichkeiten, die ihre Person betrafen, keinen Wert mehr

legte und auf ihre Person so weit vergaß, als man nur ihre Freundschaft und ihre Liebe zur Musik nicht antastete. So konnte nun für die Mutter, die mit Güte und Sorge das Leben ihrer Tochter bewachte, die Zeit kommen, an eine Ehe zu denken. Sie ahnte wohl, daß der Schmerz der Tochter, den sie mitangesehen hatte, ein Liebesleid gewesen sei, aber sie wußte ja Nichts von den Thatsachen selbst, und sie sah, daß Rosl auf dem glücklichen Wege zu vergessen war. Als nun eines Tages der Bewerber, der vor einem Jahre abgewiesen worden war, der Arzt in den mittleren Lebensjahren, dem Mutter und Tochter in Freundschaft ja immer zugethan gewesen waren, wieder um Rosls Hand anhielt, da riet die Mutter dem Mädchen, anzunehmen, und Rosl that es. Es gab in ihr nur einen kurzen Kampf. Denn sie sah in der Ehe mit dem älteren Freunde Nichts, was mit Liebe zu thun hatte, einfach eine Kameradschaft, eine freie Freundschaft. Deshalb und weil sie in aller Aufrichtigkeit glaubte, den Doktor Erich Lenz schon vergessen zu haben, gab sie dem Freunde ihre Hand, ohne ihm ihre Liebe zu versprechen. Sie sagte ihm nichts mehr von dem Gewesenen, weil sie ihre Vergangenheit als ihr eigenes Gut, Recht oder Unrecht, Glück oder Unglück betrachtete, und weil er sie auch nicht fragte. Der weise Mann aber ahnte gleichwie die Mutter — denn auch er hatte ja dem Kampfe des Mädchens zugesehen, — daß ein abgeschlossenes Erlebnis in Rosl liege. Deshalb nahm er das Mädchen zur Frau, das ihm doch, wie er wußte, keine Liebe geben konnte. Aber es herrschte eine schöne, friedliche und klare Stimmung zwischen dem Bräutigam und

der Braut, und dann einige Monate später zwischen Ehemann und Ehefrau. Rosl hatte sich das Denken an die Vergangenheit, wenn man so sagen darf, abgewöhnt. Eine Frist lang war es ihr vergönnt, auszuruhen von allen Kämpfen. Später, in den Tagen, wo wieder über sie der Zwang kam, in wenigen Stunden ihr ganzes Leben vor ihren Augen vorbeiziehen zu lassen, war es ihr selbst unverständlich, wie sie die Ehe hatte eingehen können. Aber der Bräutigam hatte so wenig Ansprüche an ihre aktive Zärtlichkeit gestellt, daß sie garnicht daran dachte, was die Ehe sei. In den wenigen Stunden am Tage der Hochzeit selbst aber, wo Selbstvorwürfe sie plagten, und sie sich immer wieder vorhielt, daß sie lüge und sich und ihn so unglücklich machen werde, da dachte sie immer: Er müsse es ja wissen. Sie dachte daran, wie klug und erfahren er sei, und wie er ja Alles mit angesehen habe. Und dann, nachdem sie wirklich Mann und Frau geworden waren, kam sie noch immer mehr zu der Ueberzeugung. Aus manchem ernsten, freundlichen Blick glaubte sie dieses Wissen herauszufühlen. Und so beruhigte sie sich und vergaß, da sie vergessen wollte. Rosl war in den ersten Jahren ihrer Ehe so glücklich wie in den letzten Mädchenjahren. Sie lebte in demselben Kreise, ihre Freundschaft gab ihr dasselbe Glück, und die Musik die großen und reinen Empfindungen, nach denen sie sich im Leben jetzt vergeblich sehnte. Nach drei solchen Jahren kam ein Unglück über sie. Die alte Mutter starb. Ganz langsam von Tag zu Tag raffte sie die Krankheit des Alters dahin. Sie starb nicht schwer. Man hörte von ihr nicht die sehnsüchtigen Rufe

nach dem Leben, wie sie Sterbende wohl oft haben. Aber Rosl weinte viel an diesem Totenbette. Viele Tage kamen noch seit jenem Morgen, an dem die Mutter gestorben war, die Rosl allein in ihrem Zimmer verbrachte, Thränen in den Augen. In diesen Tagen, da Rosl um die tote Mutter trauerte, war es zum erstenmale, daß sich die junge Frau nach einem Kinde sehnte. Doch bald vertrieb die Erinnerung an ihre erste Liebe diesen Wunsch. Es war ja noch nicht Alles tot in ihr. Mühsam nur hatte sie die Stimmen zum Schweigen gebracht, die riefen nach Liebe und Zärtlichkeit. An die Zukunft mochte Frau Rosl nicht denken. Es werde wohl immer so bleiben. Und fast fing sie schon an, sich mit solchem Leben zu begnügen, mit einem Dasein, das Gedanken füllten, das aber arm war, bettelarm an Gefühlen.

An einem Vormittage ging Frau Rosl spazieren durch die Straßen der „Wieden“, wo sie jetzt wohnte, in die „Josefstadt“, in die Richtung des alten Hauses, das ihre Jugend beherbergt hatte. Als sie beim Parlament war und durch die Stadiongasse einbog, kam ihr der Doktor Lenz entgegen. Das war das erste unmittelbare Wiedersehen. Sie hatten sich seit der Trennung ja schon mehrmals gesehen gehabt, einmal im Theater, dann auch auf der Ringstraße, aber es waren immer viele Menschen zwischen den Beiden gewesen, so daß sie ihre Blicke vermeiden konnten. Das ging jetzt nicht. Die Straße war eng, und sie hatten sich

Beide erst bemerkt, als ein Ausweichen beschämend gewesen wäre. So gingen sie an einander vorbei, und der Doktor Lenz wagte einen schüchternen Gruß. Den erwiderte Rosl mit schöner Ruhe, auch ohne viel innere Erregung für den Augenblick. Dann, wie die ersten Minuten vorbei waren, und sie jetzt im Gehen schon mitten in die kleinen Gassen der Vorstadt gekommen war, ließen sich ja die Gedanken nicht mehr abweisen. Alles erinnerte an die Monate der Liebe. Frau Rosl erlebte da, was alle Leute so manchesmal mit Trauer erfüllt, daß man an die eine Gassenecke denken muß, wo man mit Hoffnungen gewartet hat, die dann zur Seligkeit erfüllt wurden, oder man kommt wieder in ein kleines Geschäft, wo man zusammen gewesen ist, und wo eine alte Frau am Verkaufstische schelmische Augen gemacht hatte.... Das sind dann wehmütige Erinnerungen, und als die Frau Rosl an jenem Tage nach Hause kam, da ging sie in ihr Zimmer, setzte sich auf das Sofa, über dem das Bild ihrer Mutter hing, und des Abends konnte man sehen, daß sie müde Augen hatte mit roten, schweren Lidern.



Den Doktor Lenz hatte es an diesem Morgen wieder gepackt. Er war wieder in die alten Bahnen eingelenkt gewesen, und er hatte es auch richtig dahin gebracht gehabt, bei der Nachricht von Rosls Heirat ganz ruhig zu bleiben; es war nicht einmal sein Selbstgefühl stark verletzt worden. Ja es war ihm sogar geschehen, daß er an den Hochzeitstag selbst vergessen hatte, und erst ein paar Tage später war es

ihm eingefallen, daß jetzt ein anderer Mann sein früheres Glück genieße. Nun wunderte er sich über sich selbst, daß er Nichts empfinde bei solchen Vorstellungen, keinen Neid und keine Eifersucht. Er begann in diesen Jahren selbst ernstlich an eine Ehe zu denken. Und bald war es auch fast beschlossene Sache, daß er die Tochter eines Advokaten ehelichen solle, ein leidlich hübsches Mädchen, das er manchmal in Gesellschaft gesprochen hatte. Er that ja damit, was Alle thun, und er dachte bei sich selbst: damit erfülle ich ja nur eine soziale Pflicht; ich gründe ein Haus, eine soziale Position. Ich bin der Bürger einer Stadt, und es kommt mir jetzt eben nicht mehr zu wie ein Schmetterling zu flattern. Ich muß meinen Beruf thun und Kinder in die Welt setzen, neue Kämpfer, neue Soldaten des Lebens. — Damit war er also durch sein eigenes Leben zu der Philosophie gekommen, die zu seinem eigentlich naiven Wesen paßte und zu seiner sophistischen Art, sich mit den Geschehnissen und den eigenen Thaten zu versöhnen, indem er es klug verstand, aus Allem ein allgemeines und im letzten Sinne moralisches Gesetz zu ziehen und die Initiative zu eigenem Thun immer zu verschieben, sich selbst überraschen und zwingen zu lassen von Dem, was gerade der Tag brachte. Mitten in diese Entschlüsse eines ruhig bürgerlichen Lebens kam die Begegnung mit Rosl, und die war für den Doktor eine Quelle der Unruhe. Denn er spürte bald, daß ihn jetzt wieder etwas ziehe und einfach gegen seinen klaren Willen, gegen seinen Intellekt und gegen sein Glück zwinge, eine neue Brücke zum Verkehr mit Rosl zu suchen. Daß er sie finden werde, das wußte er

selbst, und er fürchtete sich davor. Aber dann sagte er sich wieder, er wolle, bevor er in den Hafen der bürgerlichen Ruhe einliefe, ein letztes Mal jung sein. Ein letztes Mal und das war doch eigentlich erst das zweite Mal. Mit dieser Idee hatte sich der Doktor bald überredet, und wie am dritten Tag eine glühende Nacht über ihn kam, eine Nacht voll Sehnsucht, wo es ihm erging wie in den ersten Tagen der Liebe, damals als er an unmögliche Sachen dachte und die klare Besinnung verlor, da sein ganzes Wesen wieder nur auf ein Gefühl gestellt war oder vielmehr auf eine momentane Empfindung, ein Begehren. In dieser dritten Nacht also schrieb er dann an Rosl einen Brief, den ersten Brief seit langer Zeit. Dabei fiel es ihm ein, wie wenig Briefe sie überhaupt gewechselt hatten, ein paar pneumatische Karten, dann die wenigen Briefe während der ersten sommerlichen Trennung, damals als sie die Kraft ihrer Liebe erkannten, und seitdem war kaum ein halbes Dutzend Briefe zwischen ihnen hin- und hergegangen. Und das jetzt war so eigentlich der erste stürmische und fordernde Liebesbrief, ein Schreiben voll Wut, fast tierisch und ohne jede Vernunft. Da stand garnichts darin, was man eigentlich in solch' einem Briefe suchen sollte, eine Bitte um Verzeihung oder ein Bekenntnis, schlecht gehandelt zu haben. Es war eigentlich immer nur ein Satz, der wiederkam „Ich weiß, daß ich Dich wieder liebe, und ich muß Dich auch wieder haben." Es war der Ton dieses Briefes ein zorniger Befehl, und der Doktor hatte das Gefühl, er habe ja um Nichts zu bitten, er dürfe ganz einfach fordern als Vollstrecker der Natur. Und es lag

auch kein Zweifel in ihm, daß Rosl zu ihm kommen werde. Das hielt er für unmöglich, daß sie ihn nicht liebe, daß sie etwa jetzt in solchem Seelenzustande sei, wie er, als er sie verloren hatte. Auch daran dachte er nicht, daß sie ja jetzt eine verheiratete Frau sei.

Der Brief ging ab, und es war ein heller, sonniger Morgen, da er in das Haus der jungen Frau kam. In ihr Bett wurde ihr der Brief gebracht, und sie erkannte die Schriftzüge des Geliebten. Sie öffnete den Brief nicht. Schon aber erfüllte sie die Ahnung von Trauer und Unglück. Sie wandte müde den Kopf auf die andere Seite des Bettes, und langsam kamen ihr schwere Thränen. Sie wollte es ja noch nicht gewiß haben, was ihr wieder für Schmerz auferlegt sei. Allein dennoch war ihr Herz schon voll unglücklicher Gefühle. Ganz schwach und willenlos lag sie da, und es verließ sie der Gedanke nicht, daß jetzt, so lange der Brief noch geschlossen sei, der ärgste Schmerz von ihr noch fernbleiben mußte. Noch konnte sie die Illusion beibehalten, es stünde in ihrer Macht, zu thun, was sie wolle. Dann aber, wie das Couvert zerrissen sei, werde sie wiederum dem Schicksal ausgeliefert sein, den Folgen der alten Schuld. So wartete sie den ganzen Vormittag, aber es fiel ihr nicht ein, daß sie den Brief ja einfach vernichten könne oder ihn ungelesen zurücksenden. Jetzt glaubte sie, früher schon immer noch auf Etwas gewartet zu haben, auf ein neues Geschick. Das war nun also da. Und es kam ihr nicht der Gedanke,

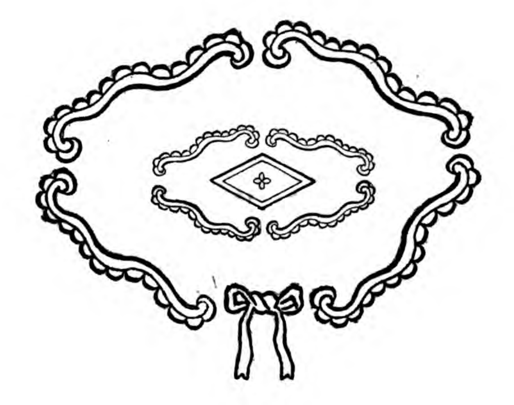
gegen das Schicksal, das ihr dieser Brief etwa aufdrängen wollte, anzukämpfen oder den eigenen Willen zum Herrn zu machen. So war es ihr beschlossene Sache sich zu fügen, bevor sie den Brief öffnete; denn es konnte über den Inhalt ja in ihr gar kein Zweifel sein: Der Geliebte verlangte sie zurück, und sie selbst bedurfte ja nur eines Anstoßes, um ihre Sehnsucht zu spornen. Am frühen Nachmittag ging Frau Rosl dann in den Schwarzenberggarten, und dort las sie in dem Schreiben das, was zu hören sie gefürchtet hatte. Langsam ging sie nach Hause, und dann wurden die Thränen schmerzlich, und ihr größtes Leid war das Bewußtsein, daß sie ein Unrecht thue und schlecht werde, ohne die Kraft zu haben, ihren Wünschen und den Forderungen des Geliebten ein „Nein" entgegenzusetzen. So ging die junge Frau einen langen Tag in tiefem Schmerz in ihrem Zimmer herum, an die Zukunft, die nächsten Stunden denkend. Sie betrachtete sich schon jetzt als eine Verlorene. Das wird ja der letzte Schritt sein. Der Geliebte verlangte, daß sie die Ehe breche. Sie wird es thun müssen. Aergeres wird sie ja in ihrem Leben nicht mehr thun können, und auch ihr selbst kann ja größeres Leid und Unglück, als solches Unrecht einem guten Menschen zufügen zu müssen, nicht geschehen. Sie war dann eben am Ende der Schlechtigkeit, des Unglücks. Jetzt stand sie noch an der Grenze. Wenn Alles so geblieben wäre wie es bisher war, so hätte sie noch weiter ihr Leben führen dürfen; denn gestern hatte es ja geschienen, daß Alle, Alle mit Ausnahme von ihr selbst, die Vergangenheit vergessen hätten. Aber nun zeigte sich, daß der Doktor sie fordere. Ihre Schuld oder ihr

Unglück, ihre Lüge und ihr Stillschweigen, das war also nicht vergessen. So mußte sie büßen. Als es schon Abend wurde, kleidete sich Frau Rosl an und ging langsam zu der Wohnung des Doktor Lenz.

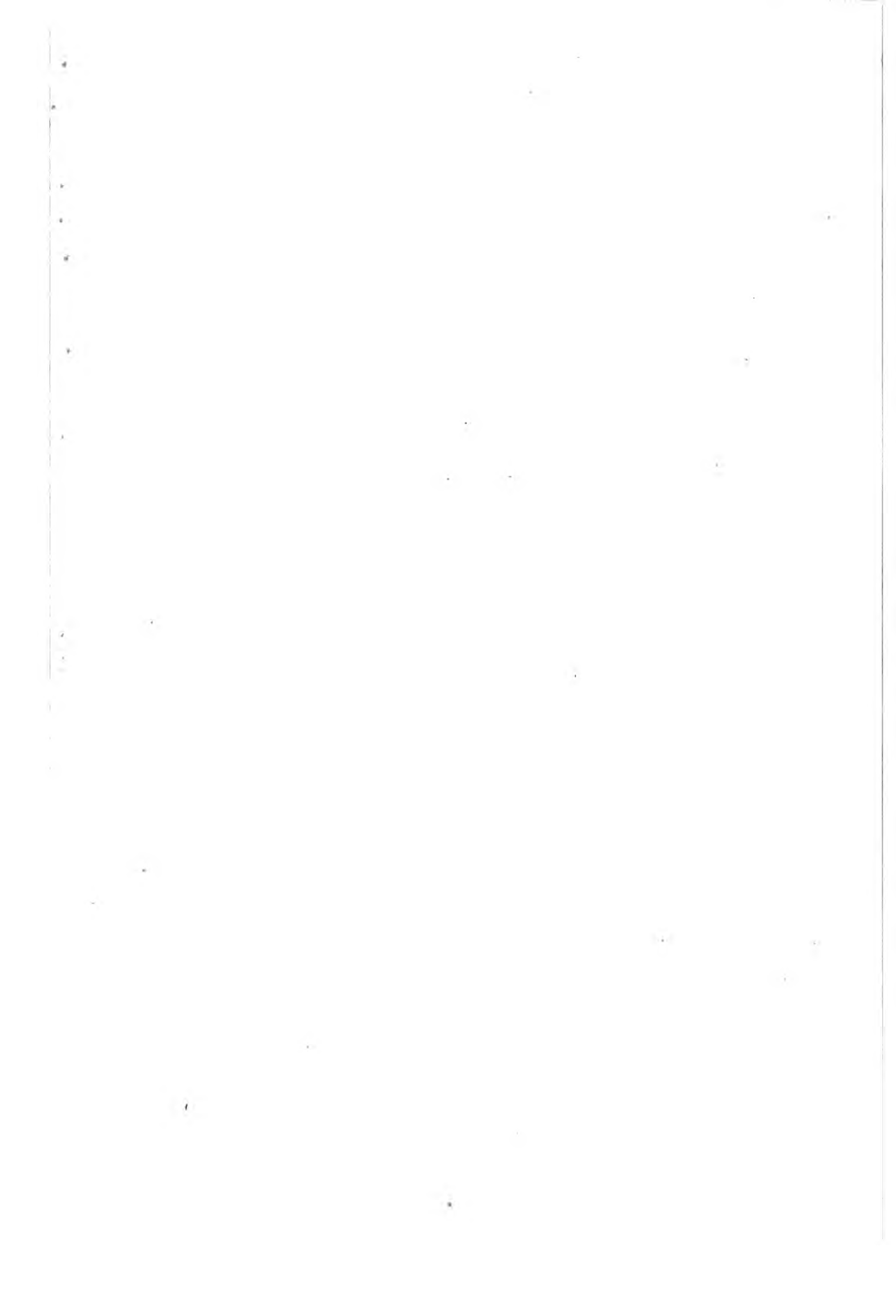


Am selben Abend kam der Ehegatte nach Hause und fand seine junge Frau tot. Sie war, wie man gleich sehen konnte, von eigener Hand vergiftet. Es war kein Brief da, kein erklärendes Wort. Allein der weise Mann fühlte in seiner Trauer das, was er nicht wußte, nicht wissen konnte. Denn der Schmerz giebt Einem die Kräfte des Hellsehers. In seinen Gedanken war kein Vorwurf, kein Zorn über die junge, tote Frau. Am dritten Tage war das Leichenbegängnis. Unter den Leidtragenden war auch der Doktor Lenz, der in der Zeitung gelesen hatte, daß Rosl am Abend desselben Tages sich getödtet hatte, an dessen Nachmittage sie bei ihm gewesen war. Wie der Doktor vom Friedhofe zurückging, traurig, weil die Geliebte gestorben war, und er sich ja auch sagen mußte, daß Das um seinetwillen geschehen war, da dachte er an das Unglück der Menschen, daß sie vom Schicksal zur Liebe gezwungen würden. Die Liebe, das war ja das Leben, einfach der Anfang und das Ende von Allem. Liebe und Leben, das sind ja nur die zwei Worte, mußte er denken, für das nämliche Unglück. Und er fragte sich weiter, ob man sich denn wirklich vor dem Schicksal schützen könne, wie das manche kluge Leute glauben.

1898—1900.



Meraner Liebe.





Tagebuchblätter.

Im Oktober.

Seit drei Wochen bin ich jetzt da. — Müßig gehe ich über die schönen Wege, müßig sehe ich den blauen Himmel an. Wenn ich zu Mittag den ersten Schritt in die freie Luft mache, da freue ich mich, daß ich hier leben darf. Und dann, wenn am frühen Nachmittag die Sonne das Thal verläßt, werde ich traurig, wie alle andern Leute hier. Täglich beweinen wir im Sonnenuntergang unser eigenes Ende. Anderswo, wenn die Strahlen der Sonne nicht mehr direkt zu uns dringen, bleiben doch noch die Reflexe der Wärme, des Lichtes, des Lebens über die Gegend gebreitet. Hier endet die Freude des Tages jäh. Die Schwerkranken müssen vor dem letzten Strahl der Sonne in ihr Zimmer, und wir Anderen, die den Tag noch nicht beenden wollen, müssen uns dennoch täglich gemahnen lassen an die Vergänglichkeit.

Man denkt hier viel über sich selbst nach und über sein Leben. Bei einsamen Spaziergängen werden die Schritte langsamer, und schließlich verliert man oft die Empfindung,

daß man geht, und wie man mechanisch die Füße vorsetzt, bewegen sich die Gedanken ruhiger, freier in oft wechselnden Reihen. So kann man sich hier auf Vieles besinnen, was Einem sonst fremd ist. Man lernt die Dinge anders werten, mehr mit dem Gemüt oder doch mit den Sinnen als mit dem Verstand. Allein es ist nicht wahr, daß über dem Ort und seinen Gästen eine weiche, sentimentale Stimmung liegt. Vielleicht sind Manche schwermütig, aber nur des Abends, nachdem die Sonne uns verlassen. Bei Tage sind die Leute wohl still, in sich gekehrt, nachdenklich, aber man merkt oft ihnen eine ruhige Freude an den Dingen an. Wenn man so den Blicken der kranken Männer und Frauen folgt, sieht man sie über den Himmel hinsehen, auf die Berge blicken und stets die Sonne suchen. Man blickt hier stets nach Süden. Von dorten kommt uns ja das Leben, die Wärme.



Es ist oft ganz seltsam. Manchmal kommen Leute, die man eigentlich nie viel gesprochen hat zu Einem; man sieht: sie wollen reden. Auch wenn man ihnen nicht entgegen kommt, schütten sie sich förmlich aus vor Einem. Manchmal sind es nur große, allgemeine Worte, nichts Bestimmtes. Und man weiß ihnen dann keine Antwort. Ich fühle mich in solchen Zeiten so klein. Dann sagt man tröstende Phrasen. Oft werde ich ganz aus der eigenen negierenden Stimmung herausgerissen und fange an, den kleinen sehnsüchtigen Mädchen die Schönheit des Lebens vorzusagen. Wie es mir aber dann gelungen ist, den Augen etwas Feuer und

Kraft zu geben, und sie getröstet weggehen, da fühle ich doppelte Leere. Wir müssen es doch Jeder mit sich selbst ausmachen.

Im November.

Heute bin ich lange in einem großen Park gesessen, der eine Heilanstalt umgiebt. Die Schwerkranken dürfen da nicht hereinkommen. Nur die müden Leute, die das Bewußtsein ihrer moralischen Zerfahrenheit auch physisch krank gemacht hat, gehen da herum und suchen Heilung unter den alten Bäumen, in der Sonne ... Eine junge Frau mit einem blassen Mädchen hat sich auf die Bank zu mir gesetzt und angefangen, mit mir zu sprechen. Sie hielt mich auch für einen Patienten und glaubte mich zu kennen. Der Ton ihrer Stimme war leise, wie die Klage junger Mütter, denen ihre Leiden süße Schmerzen geben. Sie sprach still, wie für sich allein. Meine Blicke trafen die ihren nicht. So erzählte sie von ihrer Ehe. Sie war aus Graz; aber das Kind huste seit seiner Geburt, und so lebe sie schon seit Jahren hier. Der Mann ist nur im Sommer mit ihr zusammen. Den Herbst, den Winter und den Frühling füllen ihre Gedanken an ihn. Sie gesteht: „Zuerst habe ich ihn gar nicht geliebt. Es liegt — sagt sie — auch viel zwischen uns. Erst seit ich nicht mehr mit ihm zusammen bin, hab' ich ihn so lieb!" Wie sie diesen Satz sagt, der eigentlich so kindisch ist, klingt ihre Stimme ganz rührend. Sie schweigt eine Weile. Das Kind schaut uns staunend an, wie es keine Worte mehr hört. Dann

spielt es weiter. Plötzlich sagt die Mutter: „Ich kenn' Sie ja gar nicht, ich weiß nicht, wozu ich Ihnen das alles sag'. Aber ich habe oft eine solche wilde Angst. Dann muß ich reden: — Mein Mann fühlt es nämlich gar nicht, daß ich ihn lieb hab'. Wir sind uns so fremd. Meine Liebe ist zwecklos. Ich weiß nicht, wozu ich mich sehn', den ganzen Herbst, Winter und Frühling ..." Ich habe kein Wort geantwortet. Sie ist dann aufgestanden; ohne mir die Hand zu reichen, ist sie weggegangen. Das Kind hat einen Reifen spielend hinter ihr hergetrieben. Mit den müden Augen des kranken Kindes hat das kleine Mädchen mich angesehen. Wie es stehen geblieben ist und etwas gezaudert hat, als wollte es mir noch Etwas sagen, rief die Mutter: „Komm Fanny, es wird kalt. Die Sonne ist untergegangen. Wir müssen nach Hause."

Am zweiten Tage, den ich hier war, stand ich mit Herren auf der Promenade. Die Leute gingen an uns vorbei. Wir musterten sie in der leichtsinnigen Weise der jungen Leute. Von Vielen wußte man zu erzählen, wie viel Mitgift sie bekämen, bei Anderen diskutirte man die Möglichkeit eines „Verhältnisses". Drei Mädchen kamen uns entgegen. Die Eine blond mit feinem Gesicht und blauen, schon etwas müden Augen. Sie scheint sehr mondain und blickt nach rechts und links. Zu ihrer Rechten geht ein kleines Mädchen mit dem Wesen der raffinierten Schauspielerin der Provinz. Die dritte lacht gerade zu der „Mondainen" hinüber. Der

Ton ihres Lachens ist seltsam, fast schneidend. Es ist etwas Hohn darin, und gar nichts von der wohlwollenden Lustigkeit, wie sie „Theatermädels" sonst haben. Man klärt mich auf über die drei Damen. Es sind Schauspielerinnen von hier. Die Mondaine ist Operettensängerin, die kleine Raffinierte ist auch bei der Operette und hat ein Verhältnis mit dem Komiker, und die Dritte, Gertl Walden, ist die erste Liebhaberin für moderne Rollen. „Die Mizi," — das ist die Mondaine — „und die Gertl, die sind noch zu haben," sagt ein Herr. Nun folgt eine ernste, fachmännische Diskussion, was die Eine und die Andere wert ist. Einmal sagt ein Lieutenant: „Hundert Gulden den Monat, das verlohnt sich wirklich nicht! Was ist denn da dran?" So wird kühl geschätzt. Wie die drei Damen wieder vorbeigehen, sehe ich mir die „Gertl" näher an. Es ist ein hübsches Mädel mit braunem Haar und großen braunen Augen. Sie ist zart und nervös. Wie sie vorbeigeht, spricht der Direktor, der mit mir steht, sie an. Er stellt mich vor. Die drei Fräuleins fragen nach allerlei "fishing for compliments". Besonders die Kleine, die mit dem Komiker ist, möchte gerne wirken. Fräulein Gertl redet wenig. Wir gehen zusammen über die Promenade. Wie ich beim Weggehen frage, wann ich die Damen wiedersehen kann, sehen sich die Beiden „die zu haben sind" fragend an. Sie denken wohl ans „Geschäft". Dann aber zieren sie sich. Ich geb' mir nicht viel Mühe.



Mit der kleinen Schauspielerin war ich heut' Vormittag wieder zusammen. Es ist jetzt ausgemacht — bei den Andern —, daß ich um sie werbe. Wir beide necken uns gegenseitig damit. Mir ist der Gedanke nicht so fern; wenn es sich gerade trifft. . . . Das Herz wird ja dabei nicht engagiert. Sie hat mich letzthin um Bücher gebeten. Ich hab' ihr einen neuen Roman über das Theater gegeben. Sie findet ihn wahr, aber hart. „Es ist so und ist doch nicht so. Es ist nicht so, weil uns das Bewußtsein unserer Qualitäten fehlt. Wir sind schlecht oder leichtsinnig, raffiniert oder ganz dumm — aber wir wissen niemals, wie wir sind. In dem Roman aber ist die Kokette mit Willen und Wissen kokett — das giebt es in der Wirklichkeit doch selten." Nachdem wir uns getrennt haben, bin ich allein im Café gesessen und habe fortwährend an sie gedacht. Ich glaube, wenn ich jetzt nicht bald ein Verhältnis mit Gertl anfange, so kann es mir passieren, daß ich mich in sie verlieb'!

Ich hab' hier immer die Empfindung: Man hat keine Zeit zum Leben. Träge verrinnen die Stunden. Am Vormittag mag man ruhig und voll stiller Freude über die Wege gehen, Nachmittag aber ist man müde. Die Luft hat hier etwas Schweres. Sie drückt auf uns. Ich kann ihre Milde nicht verspüren. Tag für Tag sitze ich in dem Cafehaus mit den weißen Wänden und den schmalen Goldleisten. Da ärgere ich mich über Alle und Alles. Und Tag für Tag sitze ich hier. Der Ton der Offiziere verstimmt mich, deren

Leben hier monoton verläuft, zwischen Saison und Hoffnung auf Saison. Jetzt hoffen sie. Kurgäste sind nicht viel da. Die Wenigen, die jetzt in Meran bleiben, dürfen nach Sonnenuntergang nicht ausgehen. Nachdem ich lange allein gesessen und schon ganz wütend vor Langeweile geworden bin, kommen die Mädel aus dem Theater. Sie haben wieder endlos „Probe" gehabt. Davon sprechen sie noch fortwährend. Vom Regisseur und von lauter solchem Zeug. Manchmal sag' ich auch was, daß der Direktor ein Esel ist, oder über die gestrige Vorstellung. Dann kommt der Freund von der Mizi, und die Beiden, die noch verliebt sind, beschäftigen sich miteinander. Ich sitz' schweigsam da und seh' mir die Gertl an. Sie weiß, daß ich an uns Beide denke, daß ich mich jetzt wieder ärgere, weil sie meine Wünsche nicht verstehen will. Aber sie schweigt still. Ich denke mir: „Weshalb machen wir es nicht so wie die Andern. Sie hat doch auch schon Verhältnisse gehabt. Wovon lebt sie denn sonst? Und dann beim Theater! In einem Kurort! Ich werd' ihr morgen einen Brief schreiben. Wie man halt solche Sachen schreibt. Schließlich wird das doch auch eine Geldfrage sein, mit etwas Liebe verbrämt. Wenn sie ja sagt, brauch' ich wenigstens nicht mehr so dumm zuzuschauen, wenn die Andern lustig sind. Wenn nicht, so ist's wenigstens entschieden." — Jetzt lachen plötzlich Alle über mich, weil ich nie etwas red'. Und wie ich dann, um nicht verlegen zu scheinen, ein paar Pikanterien sag', seh' ich, daß die Gertl ein bißl verächtlich lacht. Ich glaub' sie merkt, daß ich oft an sie denke und spielt mit mir. Beim Weggehen begleite ich die Mizi. Ich sprach

mit ihr von der Gertl. Schließlich reden wir auch von ihrer „Anständigkeit". Und wie das die kleinen Schauspielerinnen thun, zählt sie alle die auf, die die Gertl hätte haben können. Das sind Leute mit Geld und mit Namen. Und Einer ist dabei, der war ihr schon im letzten Engagement zwei Monate lang nachgelaufen. „So verliebt war der Narr". Das versteht nämlich die Mizi nicht, daß man „Eine wie wir" ernstlich lieb haben kann. Zum Schluß sagt sie aber doch: „Die Gertl ist eigentlich ganz anders wie ich. Daß wir so gute Freundinnen haben werden können!"

Den Brief an Gertl hab' ich natürlich nicht geschrieben. Wie ich mich heute an diese Absicht erinnerte, erkannte ich, wie brutal das ist. Und dann, wenn Andere auf die Art kein Glück gehabt haben, wirds mir auch nicht besser gehn. Dafür sind wir am Vormittage lange spazieren gegangen. Wir sprechen jetzt immer von ernsten Dingen. Sie weiß mehr, als ich glaubte. Aber sie hat aus allen Büchern eine andere Empfindung herausgesogen als ich. Mich hat die fortwährende Erkenntnis schwach gemacht. Und sie ist nur immer kampflustiger geworden. Wo ich glaubte, daß die Individualität jetzt immer mehr durch den nivellierenden Zug der Zeit verschwinden müsse, denkt sie immer mehr daran, daß der Kampf die Kräfte stähle. Wie sie das sagt, reckt sie die Arme. Sie freut sich des Kampfes; sie will sich durchsetzen. Dabei weiß sie ganz gut, daß sie keine große Künstlerin sein wird. Sie hat eigentlich gar kein Talent. Sie

spielt ganz anständig mit ziemlich viel Routine und großem Fleiß. Wie wir einmal von der Schauspielerei gesprochen haben, hat sie selbst gesagt, daß sie nicht viel von der Zukunft hoffe. Sie spricht auch lieber von ihrem „Beruf" als von ihrer „Kunst". Das Alles ist wenig versprechend für ihr künftiges Leben. Ich hab' ihr letzthin gesagt, daß sie wohl selbst nicht weiß, was sie will. Da hat sie mich lang angeschaut und dann herzlich gelacht: „Wissen Sie's?" — „Ich glaub' nicht. Wir werden ja hin und her geschüttelt vom Schicksal, von unseren Stimmungen, von jeder Sekunde: was helfen da die Pläne?" Ich habe heut' ein paarmal versucht, ein bissel zärtlich zu werden. Aber da war sie so ernst, daß ich nie weit kam. Ich habe ihr am Abend dann doch geschrieben. Aber keine Antwort will kommen.

Wir haben uns gesprochen, im Theater. Von meinem Briefe hat sie nichts gesagt. Nur einmal, als sie glaubte, ich beachte sie nicht, hat ihr Blick mich schmerzlich getroffen. Zu Hause überlegte ich: Mein Brief ist so gemein. Er ist so wie an einem Kaufmann, mit dem man um Ware handelt. Ich schäme mich, und doch: Ich weiß, ihre Vergangenheit weiß von solchen Briefen zu erzählen, und die, die sie früher geschrieben hatten, hat sie nicht schmerzlich angesehen, sondern hat — „Ja" gesagt. Am Morgen habe ich auf ein weißes Blatt geschrieben: „Verzeih', ich liebe Dich!" Das habe ich ihr geschickt und jene exotischen Blüten dazu-

gelegt, die hier im Winter wachsen. Amerikanische Mispel ist es und duftet wie gelber Jasmin.



Anfang Dezember.

Wenn ich hier über die Gasse gehe, und mit den Leuten über die Dinge des Lebens rede, wie sie sich Einem im Lichte der kleinen Stadt zeigen, spiele ich nicht mehr mit Wahrheit und Lüge, wie wir es in der großen Stadt immer thun. Manchmal versuche ich es noch, aber fast immer ändert sich der Sinn der Worte, während ich sie aussage. Wir sprechen von den paar Mädchen, die hier am Theater sind. Wir wollen gleichgültig sein. Unsere Worte sind manchmal höhnisch. Wir negieren die Liebe. „Die ganze Sache da ist etwas Grausliches", sag' ich. Der Sänger, mit dem ich rede, überbietet mich in brutalen Worten. Dann plötzlich fang' ich an von ihr zu reden. Ich thue so, als stände ich zu ihr, wie zu den übrigen allen. Aber mit einem Male vergesse ich die Zurückhaltung des vorsichtigen Menschen. Wie ich dann die paar Sätze draußen hab', die dem Andern zeigen müssen, daß ich sie sehr liebe, lache ich kurz auf, als sei das alles nur Spielerei, Worte. . . . . Darauf geht er dann ein. Ich aber schäme mich. Ich habe meine Liebe den Leuten hier hingeworfen, Sie reden davon wie von den Verhältnissen des Herrn A. und des Oberst B. Sie können nicht unterscheiden. Und doch kommt Jedem und Jeder hier die Viertelstunde der Wahrhaftigkeit. Da werden sie sich ihrer Sehn-

sucht bewußt, und schon dieses Verlangen macht sie größer, reiner.

Es hat geregnet. Die Straßen waren feucht, die wenigen Menschen, die man begegnete, traurig. Alle gingen nur wenige Schritte über die Promenade, zum Barometer hin, der hier die Hoffnungen und Stimmungen der Menschen reguliert. Ganz oben bei der steinernen Brücke, begegne ich Gertl. Sie geht ohne Schirm, das Wetter macht ihr Nichts. Wie ich ihre Hand drücke und in ihre Augen blicke, steigt in mir eine jähe, freudige Hoffnung auf, für die ich keinen Grund weiß: Wir werden heute von unserer Liebe sprechen. Sie wird mein werden. Wir gehen eine Weile nebeneinander. Wir kommen zu dem Wasserfall und zu dem kleinen ruhigen Wasser zwischen den immer grünen Büschen. Wir zeigen uns gegenseitig diese ruhig schönen Plätze, die wir doch Jeder schon gesehen haben. Wie wir zurückgehen, ganz allein auf dem weiten Wege, kommt mir die Sehnsucht, ihr von meiner Liebe zu sprechen. Es ist heute das erste Mal, daß ich es in ehrlichen, offenen Worten thue. Ganz leise und ohne Leidenschaft sage ich es ihr. Oft wiederhole ich die einfachen Worte: Ich hab' dich ja so lieb. Ich verspreche ihr Nichts. Keine ewige Treue und nicht die Schätze des Himmels. Meine Worte sind nicht groß und meine Töne nicht heftig. Ich fordere nicht, wie der, der sich geliebt weiß, und ich flehe nicht wie der zerknirschte Liebhaber, dem sie wie eine Göttin erscheint. Ich sage es blos heraus, mit den ursprünglichen

Worten: Ich hab' dich so lieb. Gertl antwortet Nichts. Ihre Augen senden mir gute Blicke. Wir kehren zur Stadt zurück. Wie wir in der Straße sind, wo sie wohnt, sagt sie ganz leise: „Mir ist heute so wohl." Wir küssen uns nicht. Ich will sie nicht hier in Meran zum erstenmale besitzen, in diesem Orte, wo das Glück des Einzelnen gleich Allen bekannt wird.



Wir fahren morgen weg. Im Herbst war ich am „Lago Maggiore". Dort ist eine herrliche Insel, die Isola Bella, da wollen wir morgen hingehen.



Wir sind durch Mailand durchgefahren, ohne in der großen Stadt auch nur eine Stunde zu verweilen. Wir haben wenig gesprochen, oft uns mit liebenden Blicken angesehen und viel auf das Getöne der Eisenbahn gehorcht, die uns für drei kurze Tage wegführen sollte. Mit einer seltsamen Scheu haben wir uns Beide gehütet von unserer Liebe zu sprechen, bis wir an dem Orte angelangt wären, wo unsere Liebe die ersten, seligsten Stunden feiern sollte. Es war früher Nachmittag, da wir die kleine Insel betraten. Sie hat nur Raum für ein kleines Wirtshaus und das große Schloß eines Edelmanns, der seine Abkunft von einem Königsgeschlecht ableitet. Man giebt uns in dem italienischen Gasthaus ein Zimmer. Die Wirtsleute sind verwundert, Gäste zu sehen. Die Reisenden pflegen sonst nur eine Stunde hier zu verweilen. Von einem Dampfer zum andern.



Wir gehen des Abends in dem Garten herum. Hier ist der wahre Süden. Kleine schillernde Eidechsen laufen über den Weg. Wir sind ganz allein. Stumm freuen wir uns der Zauberpracht dieses Parkes, an den der blaue See grenzt. Zwei Kinder freuen sich ferne von uns an einem jener wilden Spiele der Jugend. Sie sehen uns noch nicht, und ihre Freude ist ungeregelt. Dann plötzlich erblicken sie uns, und plötzlich schweigen sie, und ihre heißen Gesichter wenden sich uns zu. Sie wundern sich so spät Gäste zu sehen. Wir sitzen noch lange am See. Dann gehen wir heim.

Wir sind glücklich. Wir haben es nicht nötig, uns das oft zu versichern. Wir wissen es. Wir fühlen, wie viel Jeder dem Anderen ist. Und doch verspüren wir es gerade in den Augenblicken äußersten Glückes, daß dem Menschen Grenzen gegeben sind für die Erreichbarkeit der Genüsse, und daß die Sehnsucht weit darüber hinaus geht. In der letzten Nacht vor unserer Rückreise haben wir uns in der Stille angesehen. Wir haben uns bei der Hand genommen, und unser Händedruck sagte von der unendlichen Lust unsrer Umarmungen. Dann sagte Gertl: „Fühlst du es auch, wie ich, in jeder Sekunde, die wir uns ganz besitzen, daß noch Etwas kommen muß, ein Letztes?“ „Ja,“ sagte ich, „auch ich warte. Ich flehe um die Gnade in jeder Minute: das letzte Thor soll noch aufgehen vor dem Allerheiligsten unserer Liebe. Aber das Wunder geschieht nicht.“ Und in

jener Nacht huben wir an zu weinen, wie die Kinder, die die Sterne in ihrem Kinderzimmer zum Spielen haben wollen. Und als wir ausgeweint, küßten wir uns in einer letzten Umarmung.

Wir sind des Abends zurückgekommen und haben uns von einander getrennt. Ich bin die ganze Nacht dagelegen, ohne zu schlafen. Ich war nicht krank, auch nicht unruhig. Mein Glück nahm alle Sinne für sich in Anspruch. So mußte ich wachbleiben, um stets das Bewußtsein meiner Seligkeit zu haben. Als der Morgen langsam herankam, erst mit schwachen, unruhigen Lichtern, und dann, als die Sonne herauskam mit plötzlicher, heller Kraft, stand ich auf und schrieb an sie. Nur ein Gedicht von Baudelaire, aus den „Fleurs du mal" copierte ich als ersten Liebesbrief:

„Le Démon, dans ma chambre haute,
Ce matin est venu me voir,
Et, tâchant à me prendre en faute,
Me dit: „Je voudrais bien savoir,

Parmi toutes les belles choses
Dont est fait ton enchantement
Parmi les objets noirs ou roses
Qui composent ton corps charmant,

Quel est le plus doux?" — O mon âme!
Tu repondis à l'Abhorré:
„Puisqu'en Elle tout est dictame,
Rien ne peut être preferé.

Lorsque tout me ravit, j'ignore
Si quelque chose me séduit.
Elle éblouit comme l'Aurore
Et console comme la nuit.

Et l'harmonie est trop exquise,
Qui gouverne tout ton beau corps,
Pour que l'impuissante analyse
En note les nombreux accords.

O métarmorphose mystique
De tous mes sens fondus en un!
Son haleine fait la musique
Comme ta voix fait le parfum!"

Ich weiß, daß heute Nachmittag wenn die Sonne untergegangen sein wird, Gertl zu mir kommen wird, um mich zu befragen, was der Sinn dieser Worte ist. Und ich werde sie küssen, küssen! . . . So wird sie mich und den Dichter verstehn.



Im Jänner.

Nachmittag ließen wir heute die Sonne in unser Zimmer scheinen. Da wurde es plötzlich so heiß von den Strahlen, daß wir müde wurden und keine Worte mehr zu sagen wußten, wir, die niemals die Zeit genügend mit Gesprächen nützen zu können glaubten. Vom Bücherständer nahm ich einen Band: „Maria", Ein Buch der Liebe, von Peter Nansen. Enge bei einander lasen wir dieses Buch, während der gleiche Sonnenstrahl über unsere beiden Körper

huschte und uns einhüllte in Licht und Wärme. Wie wir die letzte Seite umgeschlagen hatten, sagte ich das Lob dieses Gedichtes. Gertl aber schüttelte den Kopf. Sie sagte: „Dieser Mensch fühlt Nichts, er erdenkt nur Gefühle. Er ist sinnlich, aber seine Sinnlichkeit ist nicht rein". Gertl konnte ihre Meinung nicht beweisen. Wie ich aber widersprach, neigte sie sich zu mir und küßte mich: „Du weißt das eben nicht".

Kaum daß wir uns einige Zeit besessen haben, muß meine Geliebte lange Tage einer nicht enden wollenden Woche von mir ferne bleiben. Sie ist weggereist, und mit ihr ist Alles, was mein Leben jetzt füllt, weggereist. Gertl hat mich geliebt, wie man in heißen Stunden mit Selbstverleugnung sich weggiebt. In unseren Umarmungen haben wir uns selbst vergessen. Das Zerstörende, das solch' eine Liebe in sich birgt, ist ebenso über uns gekommen wie das aufhellende Bewußtsein der schöpferischen Kraft unserer Liebe. Einmal an einem Abend, da wir den Nachmittag träge durch das Fenster haben herabsinken sehen, und dann die Lichter des großen Hotels drüben durch den Dämmer zu uns herüber kamen, sprachen wir Beide den Gedanken aus, was für unsere Liebe ein Kind bedeuten würde. Wir sagten: Alles und doch das Ende. Es wäre ein Sprößling ganz junger Leute. Der allzujunge Vater und die manchmal trotz ihres Ernstes auch noch gar so kindliche Mutter würden von dem Tage an, einander gegenüber nur Eltern sein. Junge Eltern, die sich nur bemühen müßten, dem Kinde alle ihre

glückspendenden Eigenschaften zu geben und ihm die düstern Elemente des eigenen Ichs fernzuhalten. So würde das Kind das Leben von uns Beiden in sich vereinigt tragen. Wir müßten dann aus dem Leben gehen, nachdem wir ihm Alles gegeben hätten, was in uns rein und gut ist. So sprachen wir damals, als es nächtigte. Wie aber dann die Finsternis ganz herabgesunken war, erhob sich mein Mädchen, und plötzlich schrie sie auf: Nein, sie wolle kein Kind. Nichts solle in der Zukunft von unserer Liebe fortleben. Für uns selbst, für die huschende Sekunde wollten wir da sein. Und wir liebten uns mit jener Glut, die dann die Liebe hat, wenn zwei Menschen die Seligkeit von Ewigkeiten, die zu genießen ihnen ja nicht gegeben ist, in einer Umarmung austrinken wollen.

Gertl hat mich geliebt, wie man nach Tagen der Arbeit keusche, kräftigende Zärtlichkeiten tauscht. Sie hat ihre Hand auf meine Schulter gelegt, und ihre Augen sagten meinen forschenden Blicken, daß ihre Hoffnungen auch die meinen seien. Gertl kannte die Kunst, die der Frau nur die Liebe zu geben vermag: still zu sitzen und mit treuen Augen der Arbeit eines Andern zu folgen. Es war dann ganz ruhig im Zimmer. Ich wußte, sie sitzt hinter mir, und da schrieb ich. So gesichert durfte ich mich da fühlen, wie vielleicht glückliche Kinder in zarter Kindheit auf den Knien der Mutter. Draußen gewittert es, das junge Kind schmiegt sich in den Schoß der Mutter. Sie erzählt ein einfaches Märchen, und dann verschwinden die Gefahren. Vor den Augen des lau-

schenden Kindes lichtet sich der Himmel. So geschah mir, wenn Gertl in dem Stuhle im Winkel jenes Zimmers saß, in dem ich arbeitete.

Gertl hat mich geliebt, wie edle, ältere Schwestern den müden Bruder lieben. Wenn ich krank zu Hause im Bette lag, da konnte sie nicht zu mir kommen. Ich lag da manchmal in Schmerzen, und immer trat zu den Leiden des Körpers noch die Sehnsucht der Seele hinzu. Oft ging ich auch nur weg von Hause, um bei ihr zu sein. Krank saß ich dann bei ihr, und sie pflegte mich mit linden Worten und mit guten Blicken. So reisten wir einmal an den Gardasee. Wir saßen in der Eisenbahn, und manchmal folgte uns der Blick einer alten Frau, die glaubte, Gertl sei die Schwester, die den kranken Bruder besorgte. Auf der kleinen Barke fuhren wir so hinaus auf den oft ruhigen See, und manchmal gingen Stunden dahin, wortlos. Da heilte mich die Sonne und Gertls ruhig liebender Blick. Es lag niemals eine Bitte in ihrer Liebe. Denn unsere Leidenschaft war so stark, daß sie wunschlos sein mußte. Alles Andere mußte in seiner Existenz gering erscheinen, wenn nur das Eine für uns Beide da war: unsere Liebe.

Einmal kam Trauer über mich. Lange hielt ich mich fern von dem Leben. Unten an meinem Fenster ging Gertl vorbei mit ihren Kolleginnen, und manchmal drangen auch Laute, abgerissene Gespräche zu mir herauf. Ich aber

mußte allein bleiben, in Sorge. Jedesmal, wenn für mich nach einer bösen Nacht der Morgen gekommen war, brachte mir das Stubenmädchen Gertls Gruß. Niemals klagte sie, daß sie nicht mit mir sein konnte. Niemals war ihr Brief mehr als wenige Worte. Einmal schrieb sie an einem trüben Tage nur den einen Satz: „Die Sonne ist doch da, hinter den Wolken ist sie. Du siehst sie nicht. Aber glaube mir, sie ist da!" — Wie dann die ersten, bösen Tage vorbei waren und ich ihr schrieb: „Komm!", war sie bei mir. Wir saßen nebeneinander. Sie fragte nicht, weshalb ich sie verbannt hatte, ganz leise hob sie die Hand und strich über mein Haar. Mehrmals fühlte ich ihre leichten Finger über die Stirne gleiten. So tröstete mich einst Gertl, da sie mich liebte und meine Trauer sah.

Ein Brief von Gertl aus der Stadt: „Seit ich allein bin, ist es mir, als kenne ich Dich seit dem Tage, da ich aus dem Hause der Mutter ging, so vertraut bist Du mir. Und doch lehrt mich jede Stunde, wie viel zwischen uns liegt, wie viel von meinem Leben, wie viel traurige Wahrheit, die Du kennst, wie viel Lüge, die ich verschwieg. Aber auch deshalb liebe ich Dich, weil ich fühle: Du weißt, wie ich war, und wie ich vielleicht sein werde, und doch liebst Du mich um dessentwillen, was ich Dir bin. Und das ist nicht mein Verdienst: Ich liebe Dich ja! Ich war wie Alle von unserem Theater, als wir nach Meran kamen. Ich hatte alle jene schmutzigen Hoffnungen, die uns kleine Schau-

spielerinnen in jedes neue Engagement begleiten: Reiche Liebhaber. Wir waren nur wenige Tage hier, als ich Dich sah. Du sprachst wie alle die Anderen. Du wolltest mich gewinnen, wie Andere vor Dir es gethan haben. Du hättest mich auch auf diese Weise besessen, wenn nicht ein dunkles Ahnen mich hätte fühlen lassen, daß ich Dich liebe. Ich kannte diese meine Empfindung, bevor Du die Deine kanntest, und deshalb beachtete ich Deine Briefe nicht. Dir wollte ich nicht die käufliche Dirne sein, die ich doch Andern schon gewesen. Ich wußte es, und darauf hoffte ich: Der Tag wird kommen, da Du nicht nur ein Gelüste nach mir tragen wirst, der Tag wird dann da sein, wo Du mich lieben wirst wie man sonst nur Mädchen liebt, die mit Geld nicht zu erkaufen sind. Niemals werde ich mich dem verkaufen, den ich liebe. Aber ich verschenke mich dem Geliebten. Er soll thun mit mir, was er will!"

Die acht Tage der Einsamkeit waren wie acht Jahre. Nur der Tag, an dem Gertls Brief kam, verging wie eine selige Stunde. Ich bin vom Morgen an bis zu der Dämmerung in der Sonne gesessen und habe ihn in der Hand gehalten. Dabei dachte ich an sie. Vor mir stand sie in wechselnden Bildern als Geliebte in heller Leidenschaft und als Schwester in freundlich stiller Güte. Der Tag verging, und der nächste hieß mich wieder einsam bleiben. Heute endlich kehrt sie zurück, wir wollen ein Wiedersehen feiern, wie zwei Menschen, die sich lieb haben.

Unsere Reden waren arm an Worten. Allein unsere Blicke sagten viel. Dann hielten wir uns fest in den Armen, als sollte nichts mehr uns trennen dürfen.

Im Februar.

Jetzt gehen die Tage ruhig dahin. Einmal sagte Gertl: „Es scheint mir, als ständen wir gar nicht im Leben drin. Alles geht nur an uns vorbei, das große Leid, und die große Freude, so gut wie alles Kleine. Wir sind glückliche Einsiedler." Ich antwortete: „Viel an unserem Glücke ist das: Wir verspüren die Zeit nicht. Wir glauben, es bleibt ewig so." Sie hat mir von den Anfängen erzählt. Wie sie hat Schauspielerin werden wollen, da hat sie geglaubt, ihre Familie werde sich sträuben. Sie hat einen Kampf erwartet. Der kam aber nicht. Man hat sie fünfzehnjährig in die Schauspielschule geschickt. Sonst ist ihr Leben das gleiche geblieben, innerlich und äußerlich. Sie ist jeden Tag ins Theater gegangen, mit dem Freibillet aus der Schule. Allein sie sagt selbst: Die Kunst hat sie nicht eigentlich ergriffen. Sie sagt auch, sie habe sich die Zukunft nie so recht glänzend gedacht, als große Künstlerin. „Ich wär' auch gern Lehrerin geworden, aber die armen Kinder, die ich auf der Straße sah, schreckten mich ab." Sie hat sich immer vor der Arbeit gefürchtet, wie es die kleinen Bürgermädchen thun. Alles, nur nicht furchtbar sparen müssen! Deshalb hat sie, wie die Eltern gestorben sind, die erste Möglichkeit ergriffen, Geld zu

verdienen und ist auf ein Gastspieltournee mitgegangen, in letzten Rollen. Da hat sich ihr dann das Theater erwiesen, in seiner ganzen, schrecklichen Art. Zuerst hat sie es aber gar nicht verspürt, daß das Alles so schmutzig ist. Es war nämlich die erste Liebe über sie gekommen. Bevor die Theatergesellschaft die große Reise antrat, spielten sie ein paar Wochen in einer Provinzstadt. Am zweiten Tag hatte sich Gertl verliebt in einen jungen Arzt, vielleicht war es auch nur ein Student, der mit den Theaterleuten allen gut war. Dem ist sie leicht in die Arme gefallen. Sie hat mir gesagt: „Wie er gesehen hat, daß er der Erste war, den ich lieb hab', ist er förmlich erschrocken." Vom Schmerz der Trennung hat mir Gertl Nichts gesagt. Sie ist dann ins Fahrwasser der Anderen geglitten. Wie die Gastspielerei aus war, wußte sie Alles, wie's gemacht wird, und wie die Zukunft sein wird. Wenn Gertl davon redet, wie sie sich oft für Geld hingegeben hat, und daß die Zeit ja noch nicht aus sein muß, da wird sie nur manchmal ganz zornig. Oft aber bleibt sie ganz ruhig dabei, als sei sie so leichtsinnig wie die anderen. Manchmal jedoch spricht sie bei solchen Gedanken Worte aus von einer unerhörten Brutalität.



Im März.

Man hat mir von einer Lehrerin erzählt, die als junges Kind von 17 Jahren hierher in die Schule kam. Sie lebte 20 Jahre im Unterrichte der Kinder. Niemals kam ihr in diesen Jahren die Erkenntnis der inneren Nutzlosigkeit ihres

Lebens. Niemals hatten sich ihre weiblichen, ihre urmenschlichen Gefühle geregt. Wie sie 37 Jahre alt war, da soll sie an einem trüben Abend im Herbste urplötzlich verspürt haben, wie sie ihr Leben verschwendet hatte. Daß sie nie geliebt, nie das äußerste menschliche Glück genossen habe, fühlte sie mit furchtbarem Schmerze, in dieser ersten Minute der Wahrheit, im 37. Jahre ihres Lebens. Wie es nun in ihr klar wurde über die Vergangenheit, glaubte sie auch nicht mehr auf die Zukunft rechnen zu dürfen und stürzte sich in die Passer. Man sieht es jetzt im Winter dem kleinen Flüßchen gar nicht an, daß es die schnelle Kraft hat, ein Leben zu enden. Das Mädchen, das nie geliebt hatte, hinterließ ein langes Schreiben, an die Schulkinder, die Mädchen, die sie bisher unterwiesen hatte, gerichtet; aber man hat es ihnen nicht ausgeliefert. Es war ein glühender Apell zur Liebe, sie sollten leben, lieben! Die ganze zurückgedrängte Kraft der Jugend sprach aus diesem Schreiben, dessen Glut, berichtet man, verzehrend gewesen sein soll. „Es war förmlich eine Botschaft zu bacchischem Taumel", sagt mir der ehrwürdige Pater, mit dem ich manchmal über die Promenade gehe. Der sonst milde und gar nicht gehässige Mann wird erzürnt, wenn er an dieses Begebnis denkt. Sie muß wahnwitzig gewesen sein, meint er. Und er grollt, daß sie nicht nur in sündiger Weise ihr eigenes Leben eigenmächtig beschlossen habe, sondern sogar ihre sündigen Gedanken Anderen mitteilen wollte. Das Mädchen war wie die meisten Leute hier. Es verbarg hinter einer lieblosen Schale eine innere, zurückgedrängte, objektlose Liebe. Sie wünschte: Andere sollten nicht so leer und freudlos dahin-

leben, wie sie es gethan hatte im Unverstande ihrer Einsamkeit. Der Brief dieses Mädchens ist ein Schrei nach dem Leben. Er spricht lauter wie alle Philosophen.



Ich bin mit einem Zeichner zusammen, und wir sprechen davon, wie man in leichten und wenigen Linien die Stimmung von Meran in einem Bilde darstellen könnte. Ich spreche von einem weiten Garten mit vielen Beeten, von Rosen, denen die Sonne frühzeitig Blüte bringt. Ueber dem Ganzen sollte ein Schimmer liegen, nicht der volle Glanz des Glücks, der Liebe — nein, nur ein Rest, ein versteckter, letzter Teil der unterdrückten, weiten, allmenschlichen Liebe. Der Zeichner hat mit seinem Bleistift auf dem Marmortisch Etwas gezeichnet: Ein schlankes Weib, man vermag das Alter nicht zu erkennen. Die Gestalt ist hoch, das schmale Gesicht nach oben gewandt. In der Ferne, ganz unten aber, so daß man meinen könnte, die Augen der Frau in ihrer Höhe vermöchten gar nicht so tief herabzublicken, wächst eine schmale Blume empor. Wie der Zeichner diese Figur vollendet hat, beginnt er auch wieder, sie zu verlöschen.



Anfang Mai.

Die Sonne, nach der wir uns immer so gesehnt haben, drückt jetzt schwer auf uns. Ich liege am Balkon und denke daran, daß dem Heut' in Meran kein Morgen mehr

folgen soll. Wir werden uns also trennen müssen. Früher war uns Beiden der Gedanke allein eine Qual. Wir sind einmal im März an einem frühen Nachmittag den schmalen Steig nach Marling hinuntergegangen längs der Wiese, die eben zart grünte. Von der Kurmusik kamen abgerissene Klänge herüber. Ein Potpourri. Da war auch das sentimentale Lied vom Postillon dabei: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus". Wir gingen ruhig weiter, Arm in Arm, eng bei einander. Plötzlich aber fing Gertl an zu sprechen, zuerst leise, dann aber mit fester Stimme, ruhig und doch wie Jemand, der sichere, mit Schmerz abgerungene Entschlüsse mitteilt. „Wir werden von einander gehen müssen, sagte sie. Wie wird das sein können?" Uns war es an jenem Tage zum ersten Mal zum Bewußtsein gekommen, daß eine Stunde der Trennung kommen müsse. Großer Schmerz kam über mich. Allein damals gab es kein Besinnen. „Das wird nicht geschehen," dachten wir, dann jedoch kam uns der Gedanke: Wir werden nicht zusammen bleiben können. Sie muß nach Karlsbad ins Engagement. Ich kann nicht mit. Wir werden unsere Liebe töten müssen. Das wollen wir nicht, dachten wir damals. Wir haben lange geweint miteinander, an diesem Nachmittag. Dann aber faßten wir einen Entschluß, und der wurde in den ersten Tagen unserer Liebe immer fester in uns. Wir dachten in der Trennungsstunde werden wir ein Ende machen, ein Ende überhaupt. Ohne Worte. Wir sind ja Beide wenig glückliche Leute. Ich krank. Sie ohne Hoffnung. Beide enttäuscht vom Leben, in dessen Bann es uns allzu früh gezogen hatte. Wenn unsere

Liebe nicht mehr sein sollte, hätten wir Nichts mehr zu verlieren. So werden wir an jenem Tage sterben, oder wir wollten Beide alle Rücksichten wegwerfen. Wild wollten wir sein. Sie den Beruf, die Kunst; ich die Familie. Nur verzichten wollten wir nicht, keine Entsager sein. Ganz leben oder weggehen. Sich verschenken oder Egoisten sein. So dachten wir damals. Wie der Entschluß fest war, hörten wir auf davon zu sprechen. Wir genossen die Gegenwart.

Heute ist unser letzter gemeinsamer Tag. — Gertl ist im Theater. Die Kollegen sagen einander Adieu. Ich liege am Sofa. Mit den Augen blinzle ich und begrüße den Mai. Sie kommt nach Haus. Sehr lieb und frisch setzt sie sich zu mir aufs Sofa, am Balkon. Unten gehen die paar Leute spazieren, die jetzt noch in Meran sind. Sie schauen herauf. Wir genieren uns aber nicht, wenn gerade Einer oder Eine sieht, daß ich sie lieb hab'. Gertl plauscht, sie erzählt von den Kollegen. Die Liesl und der Koller gehen jetzt auseinander. Sie müssen in verschiedene Engagements. Wie sich Beide fast schon getröstet haben, erzählt sie und hat ein altkluges Wort zum Abschluß: „Das ist halt so beim Theater!" Dabei sieht sie mich ganz ruhig an. Ich weiß nicht, ob sie daran denkt, daß auch für uns Beide die Stunde da ist, wo wir uns entscheiden müssen, was wir thun wollen. Wir sitzen eine Weile zusammen. Der Briefträger kommt und bringt ihr ein großes Schreiben, vom neuen Direktor. Sie liest: „Du, ich soll die Christin' spielen, weißt', in der „Liebelei". Zweite

Vorstellung. Daß die Leut in Karlsbad das Stück noch nicht kennen! Na, mir is gleich! Ich hab's studiert!" Gertl geht also nach Karlsbad ins Engagement. Das wußte ich ja nach den letzten Wochen, aber daß es so einfach, ohne nochmaliges Gespräch, ohne Aussprache gehen werde — „Du, wann geht Dein Zug? Ich fahr' um sieben ..." Ich sag' ihr, daß ich erst morgen reise. „Na also, da essen wir heute fidel Mittag und dann — — —"

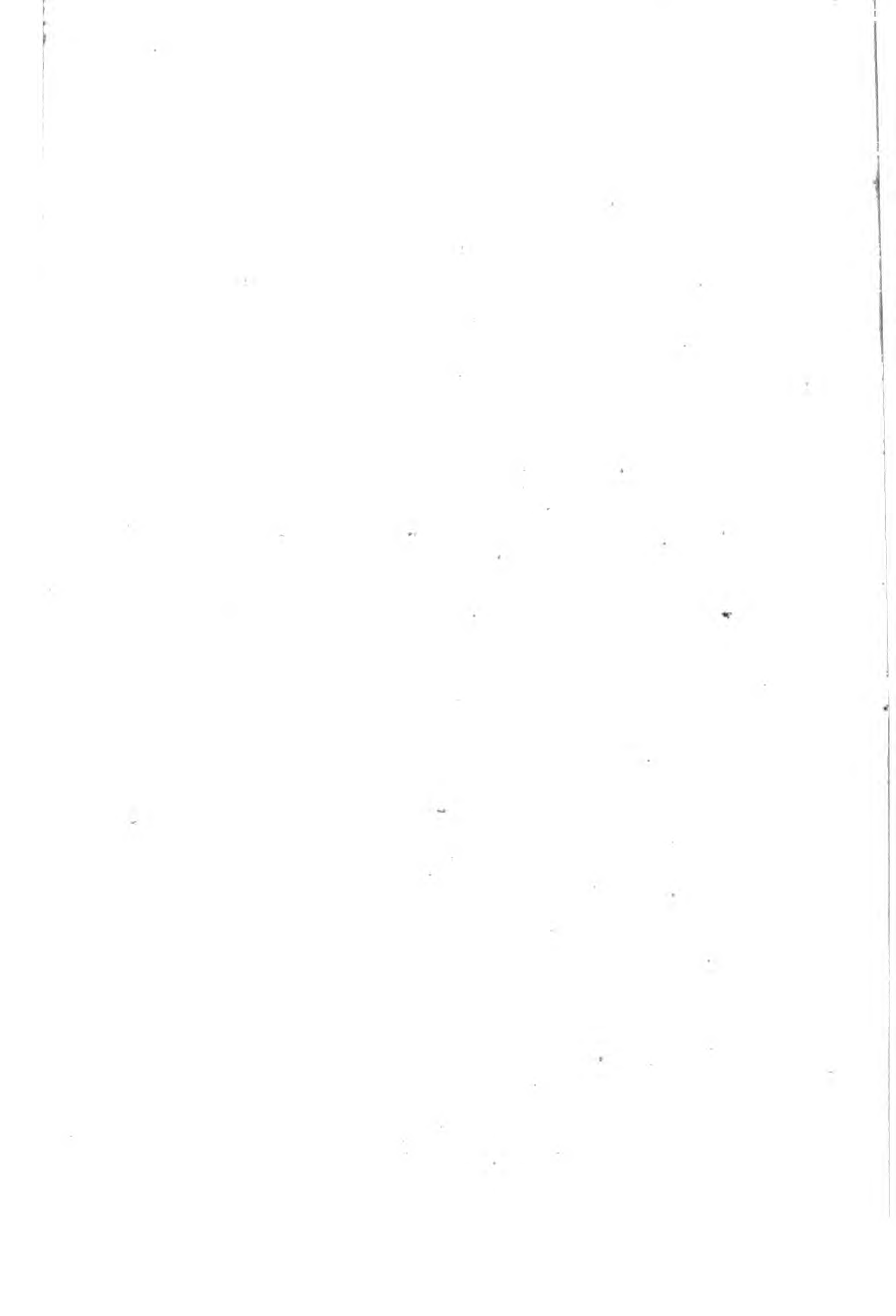
Der Zug ist aus der Halle gefahren. Wir haben nicht mehr über die Trennung gesprochen. Geredet haben wir den ganzen Tag, so viel wie noch nie. Eben wie Leute, die Angst haben vor den fragenden Blicken, die von Allem reden, um nur einem Gesprächsstoffe auszuweichen. So war die Zeit zur Abfahrt gekommen. Wir sind noch zuerst nach Haus' gegangen, wo schon Alles für die Abreise gerichtet war. Die Koffer standen da, meine Bilder waren von der Wand genommen, nur am Schreibtisch standen noch zwei Photographien, meine und ihre. — Wie wir jetzt nach Hause kamen, setzten wir uns auf den Balkon und küßten uns zum letzten Male. Dann ist Gertl ins Zimmer gegangen und hat meine Photographie in die Tasche gesteckt. Der Hausdiener war gekommen und hat die Sachen zum Bahnhof gebracht. Die Hausfrau hat sich verabschiedet, dann sind wir gegangen. Gertl ist eingestiegen zu ihren Kollegen. Wie das Zeichen zur Abfahrt kam, haben wir uns die Hand geschüttelt, und der Zug ist weggefahren. „Auf Wiedersehen!" haben wir Beide gesagt.

Jetzt am Abend gehe ich ganz allein durch die Straßen. In die Stadt hinein, wo die alten, langgestreckten Häuser stehen. Es ist kühl hier, wo die Sonne durch die „Lauben" abgehalten wird. Wenige Leute sieht man. Es ist jetzt Alles wie in einer ganz kleinen Gebirgsstadt. Die Kurgäste sind weg und mit ihnen die Geschäftsleute. Auch die Bewohner von Meran, die Erbgesessenen gehen jetzt auf Land. „Es ist zu heiß," sagen sie. So gehe ich ganz langsam wieder aus der Stadt hinaus, an der alten Kirche vorbei, auf die Gilfpromenade. Sie liegt ganz einsam da, jetzt am Abend. Kein Licht brennt. Man sieht nur das Grün der Palmen etwas leuchten. Noch einmal gehe ich über diesen Weg. Die Erinnerung an das verflossene Jahr kommt. Sie ist nicht schmerzlich. Wie ich hierher gekommen, als der flüchtige Gast, der nur Wochen hier bleiben will, und wie es dann Monate wurden, fällt mir ein. Wie ich zuerst ein Zuschauer war bei all' den Komödien und Tragödien des Meraner Lebens und Sterbens, und wie mich dann selbst die Macht des Lebens ergriffen hat und zum Schicksal gezwungen, zur Liebe und Leidenschaft. Dann kamen die glücklichen, stillen Wochen, die Kämpfe der Gedanken an die Zukunft, wie dies sein werde, wenn wir uns trennen müssen, — und jetzt die letzten Wochen ruhig, genügsam mit dem Glück der Tage und Stunden, ohne Frage, ohne Verlangen ... Ich bin heute nicht einmal traurig. Ich fürchte mich nicht vor der Nacht. Sie wird leicht dahin gehen, die letzte einer langen Reihe.

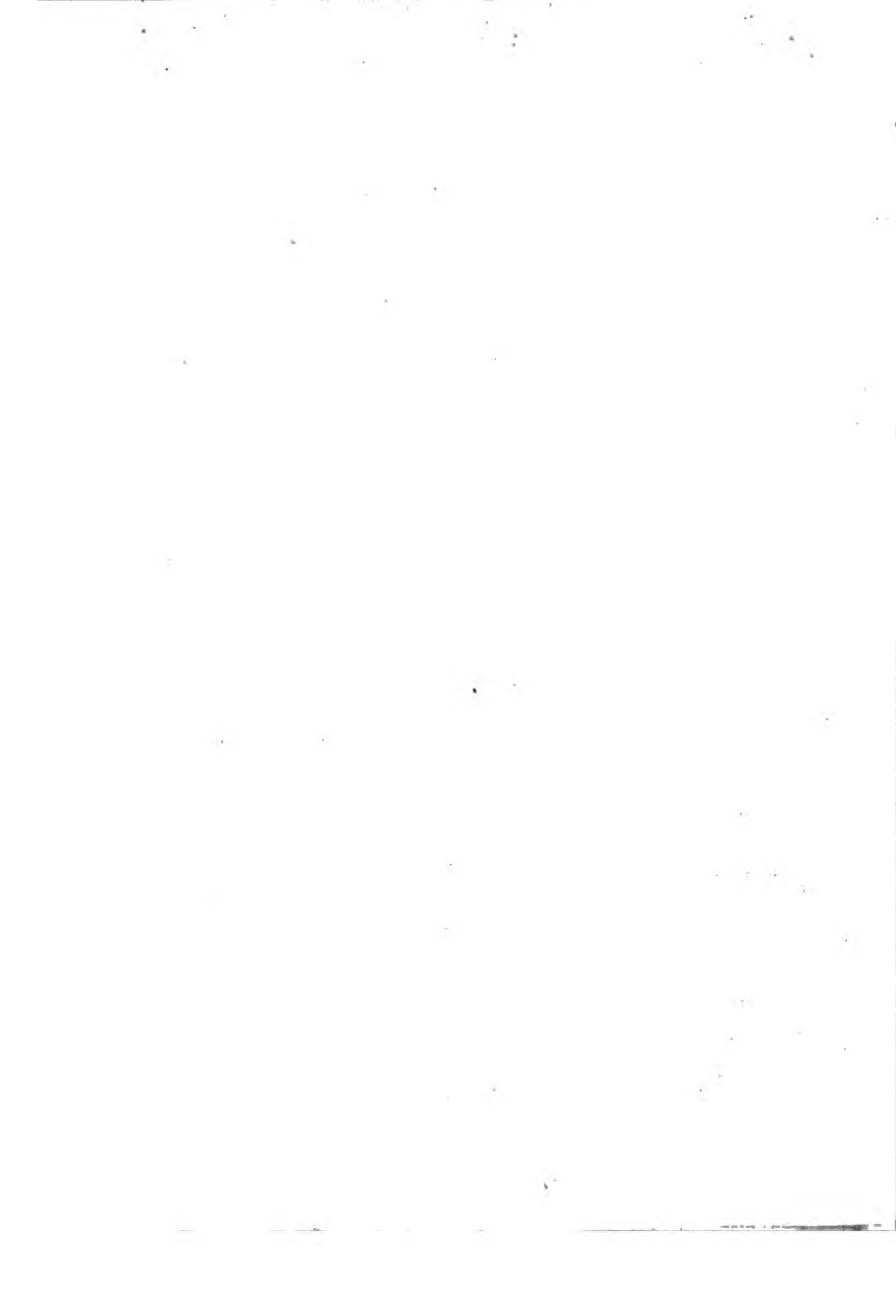
Ich habe die ganze Nacht geschlafen. Am Morgen, als schon die Sonne brannte, weckte mich der Briefträger. Er brachte auch eine Ansichtskarte von Gertl, aus Bozen. Es stehen drauf die Worte: „Erinnerst Du Dich noch, wie wir einmal nach Marling gingen, was wir da sprachen? ... Und doch lieben wir uns noch, nicht wahr?" — Wir lieben uns noch! Ich denke an sie, während ich zum letzten Male durch diese Stadt gehe, die mich ein Jahr beherbergt hat. Unsere Liebe ist geblieben. Auch die Leidenschaft in den letzten Wochen war gleich geblieben. Nur sind wir ruhiger geworden. Beide, in diesem Thale. Die Luft, in der wir lebten, hat uns überwunden. Sie hat hier eine eigene Kraft. Sie unterdrückt die impulsive, handelnde Liebe. Jedoch sie auszumerzen vermag sie nicht. Tief unten bleibt sie in der Menschenseele. Nicht bloß zur Erinnerung, auch um stetig, wenn auch meist unbewußt unser Thun zu lenken. Denn so sind ja auch die meisten Menschen hier: Still, vom Leben anscheinend vollständig bezwungen. Allein noch lebt ein Funken in ihrer Brust, bereit, in seltenen Stunden neu zu erglimmen: das ist eben die niedergekämpfte Liebe.

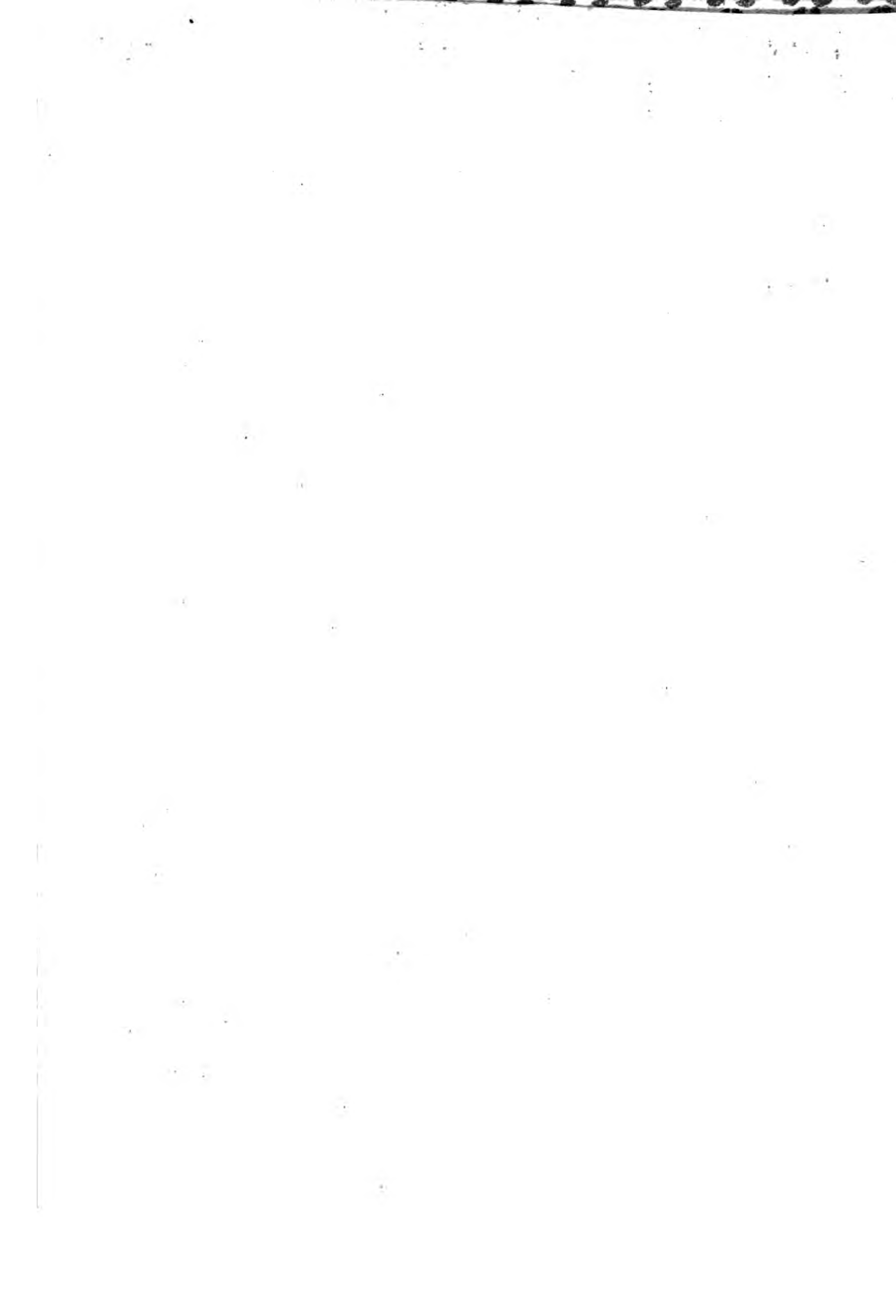
Mai 1899.

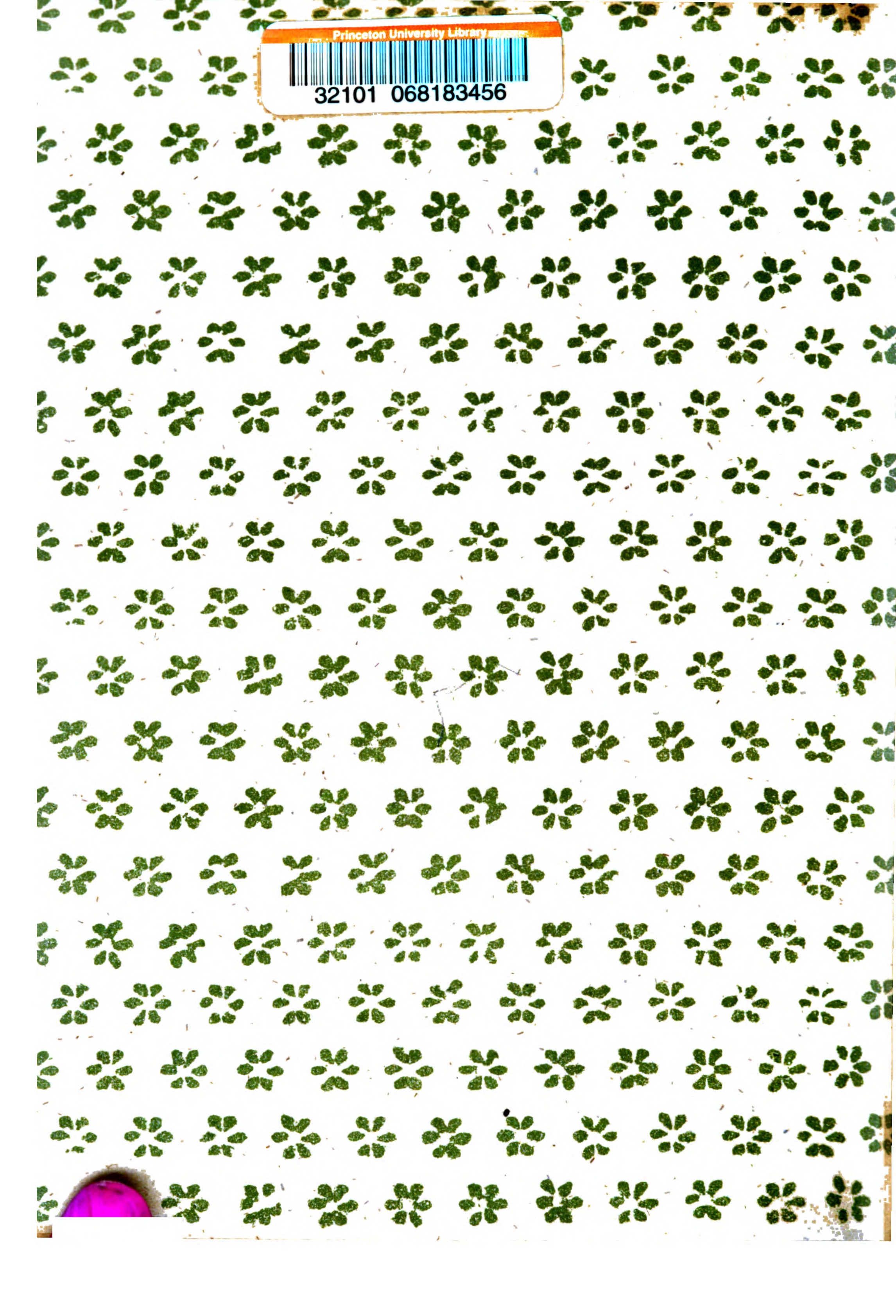




Gedruckt im Auftrage von
A. W. Heymel für den Insel-
Verlag in der Officin von
W. Drugulin, Leipzig 1900.







Princeton University Library
32101 068183456

